

Zeitzeugenbericht

aus dem 2. Weltkrieg

Alfons Rüter

Militärische Laufbahn wider Willen!



Buch 1

1941: Von der Einberufung bis zur Ostfront

Aus der Erinnerung aufgeschrieben

1952 - 1955

Inhalt

Vorwort	3
Zur Musterung.....	5
Stellungsbefehl.....	9
Auf dem Weg zur Kaserne	11
Kasernenleben	12
Die Vorgesetzten.....	16
Die Stubenkameraden.....	20
Ostern 1941	22
Raustreten	24
Immer ein Lied.....	27
Besser geschwiegen.....	28
Fahneneid.....	29
Der erste Ausgang	31
Krankmeldung.....	33
Sieben Wochen im Lazarett	36
Ohne Soldbuch	37
Soldatenflittchen.....	39
Genesungsurlaub	40
Ausbildungsabschluss.....	40
Der erste Ausgang	43
Zum Abmarsch bereit	44
Neue Führung.....	48
Angeschwärzt.....	50
Ernteurlaub.....	52
Vor dem Marschbefehl.....	56
Das erste Telefonat	60
Der Weg ins Ungewisse	61
Durch die Heimat Richtung Osten	65
Nachklapp „Die Wiederbewaffnung der BRD“	73
Personenregister	76

Vorwort

Seine Erlebnisse im Jahr 1941 und später aus dem 2. Weltkrieg hat mein Vater, Alfons Rüter Senior, nach Kriegsende aus der Erinnerung aufgeschrieben. Alfons Rüter lebte in einer 400-Seelen-Gemeinde in Wulmeringhausen in der Nähe von Winterberg im Hochsauerland. Sein Leben verbrachte er dort von seiner Geburt im Jahr 1921 bis zu seinem Tod im Jahre 1996. Auf 515 handgeschriebenen Seiten hat er im Zeitraum von 1952 bis 1959 seine Erlebnisse aus der Erinnerung dokumentiert und teilweise mit aktuellen Entwicklungen kommentiert. Der Bericht wurde bis auf redaktionelle Änderungen ungekürzt übernommen. Im ersten Band beschreibt er die Grundausbildung bei der Wehrmacht in Aachen-Brand und den Weg an die Ostfront.

Die handgeschriebenen Aufzeichnungen wurden mir 2009 von meiner Mutter überreicht mit der Bitte, die Dokumente für die Nachwelt zu sichern. Sie starb Anfang 2010. Das Lesen dieser Kriegserlebnisse löste auch bei mir einen großen Schock aus, so dass die Bücher viele Jahre in einem Karton schlummerten. Erst mit meinem Ruhestand fand ich die Zeit und Muße, die Erlebnisse aufzuarbeiten, an wichtigen Stellen zu kommentieren und diese Texte der Allgemeinheit als Mahnung zur Verfügung zu stellen. In meiner Kindheit habe ich viele Reaktionen meines Vaters und sein zeitweise aufbrausendes Verhalten nicht verstanden, doch nach diesen Aufschreibungen wird mir als Sohn und Nachkriegskind bewusst, welche Erlebnisse ihn bedrückt haben müssen. Er musste seine unbewältigten Konflikte mit sich allein regeln, professionelle Betreuung war in den Nachkriegsjahren noch nicht gegeben. Er hat weder mit seiner Frau Anna noch mit seinen Kindern darüber gesprochen. Nur in heimlich mitgehörten Gesprächen mit seinem engsten Kriegskameraden Oskar oder anderen Kriegsveteranen wurden Kriegserlebnisse ausgetauscht. In der Regel jedoch nur Ereignisse

unterhaltsamer Natur, nie über Tod oder Mord und nur manches Mal über Hunger und Leid.

Vieles erlebte mein Vater in der heutigen Ukraine, die sich seit dem 24. Februar 2022 durch den russischen Angriff wieder im Krieg befindet. Das ukrainische Volk muss sich innerhalb eines Jahrhunderts zum dritten Mal gegen Vernichtung zur Wehr setzen. Ab 1930 wollte Stalin das Volk aushungern, 1941 ließ Hitler das Land überfallen, um es angeblich zu befreien und 2022 folgte der Angriffskrieg durch Russlands Führer Putin.

Diese Erlebnisse zeigen auch, wie viel Glück wir als Bürgerinnen und Bürger in der Bundesrepublik Deutschland seit dem 2. Weltkrieg haben und nun seit über 75 Jahren in Frieden leben können.

Gute politische Rahmenbedingungen innerhalb unserer Demokratie wie der Beitritt zur Europäischen Union sowie der Nato sind der Garant für Frieden, den wir in einer großen Gemeinschaft genießen. Wenn Sie die Berichte von meinem Vater Alfons Rüter lesen, wird Ihnen bewusst, wie wichtig und wertvoll Demokratie, Gerechtigkeit und eine große Gemeinschaft sind.

Die Berichte erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Mein Vater war Soldat der Wehrmacht im Mannschaftsgrad, zuletzt als Obergefreiter. Er erhielt Befehle, ohne über strategische Zusammenhänge und Hintergründe informiert zu sein, wurde aber Teil der Kriegsmaschine des Unternehmens Barbarossa, wie der Russlandfeldzug genannt wurde.

Im Bericht werden beteiligte Personen beschrieben. Ebenso werden viele mit echtem Namen erwähnt, damit ihre Enkel und Urenkel erfahren, was mein Vater mit ihnen erlebte. Zeitzeugen gibt es so gut wie keine mehr, deshalb bleiben nur Tagebücher und Schilderungen von Zeitzeugen aus der Vergangenheit, die uns auffordern, für Frieden, Demokratie und Freiheit zu kämpfen.

Essen, 2023 – Alfons Rüter, jun.

Olsberg-Wulmeringhausen, 22. Februar 1953

Jetzt will ich versuchen, meine Kriegserlebnisse aus der Erinnerung aufzuschreiben. Die freudigen und traurigen Ereignisse sollen mir daher nicht ganz in Vergessenheit geraten. Es kommt mir gerade jetzt wieder viel in Erinnerung, da man hier in Westdeutschland wieder ein Wehrgesetz ausarbeiten will. Soll man in diesen wenigen Jahren schon alles vergessen haben, was für Elend der letzte Krieg gebracht hat? Nach meinem Erlebten werde ich immer für einen allgemeinen Frieden mit einer Weltabrüstung stehen. Möglich könnte und würde es sein, wenn sich die Regierungen und Geschäftsleute so gut verstehen und die Völker nicht untereinander aufhetzen.

Zur Musterung

Ein Gewitter hatte Mitte Juni 1940 für einige Tage Regen gebracht. Die deutsche Wehrmacht stand in Frankreich und Paris wurde am 14. Juni 1940 eingenommen. Mein Bruder Theodor war auch als Soldat in Frankreich. Er hatte mir in den letzten Tagen geschrieben, sofern ich zur Musterung müsste, solle ich mich nur bei einer motorisierten Truppe melden. Die Infanterie sei zu bedauern.

Sie marschieren trotz Sonnenhitze täglich 60-70 km. Er könne doch wenigstens fahren. Man hatte ihn zur PAK eingezogen.

Als Infanterie wird eine zu Fuß bewegende und kämpfende Truppe bezeichnet. Sie ist in der Regel mit Handwaffen ausgerüstet. (PAK = Panzerkompanie: Eine Panzer-Kompanie verfügte i.d.R. über vier Züge zu je fünf Panzern. Mit den Panzern von Kompaniechef und dem Kompanietrupp-führer in der Regel über 22 Panzer)

Nun sollte morgen meine Musterung sein. Ich war der Einzige vom Jahrgang 1921 aus meinem Heimatdorf. Auch

schon zur Meldung in die Stammrolle im April war ich allein.

Ich stand im Keller in unserer Waschküche und wollte mich baden. Im Haus gab es nur diese eine Badewanne und den dazugehörigen Badeofen, welcher gleichzeitig zum Wäschewaschen diente. Mit Eimern schöpfte ich das heiße Wasser in die Badewanne. Dabei verbrannte ich mir meinen rechten Fuß mit dem kochenden Wasser schwer. Erst nach Wochen war die Verbrennung abgeheilt. Ein vielversprechender Anfang in meiner „militärischen Laufbahn“.

Am Musterungstag begab ich mich dann per Rad nach Olsberg in die „alte Schule“. Paul Dohle und Kurt Papenheim traf ich als einzige Bekannte. Die Musterungskommission suchte die Kriegsdiensttauglichen aus dem Amt Bigge. Die Musterung ging etwa so vor sich:

Zunächst warten, bis es den Herren gefiel. Dann wurden jeweils vier bis fünf Männer in ein Klassenzimmer geholt. Name und weitere Personalien wurden gleich in 3 Wehrpässe und mehrere Karteikarten eingetragen. Die Aufsicht hatte ein Offizier und die Arbeit taten einfache Soldaten. Das nahm schon eine erhebliche Zeit in Anspruch. Dann ging es zur „Untersuchung“. Zunächst nackt auskleiden, dann Größe messen, Brust und Rücken abhören und Urinuntersuchung. Dann wurde jeder gefragt, ob er in den letzten zwei Jahren ernstlich krank war. Wenn nein, dann K.v.

(Kriegsdienst verwendbar) der Nächste bitte. Alle Kommandos erfolgten im forschenden, militärischen Ton. Ob man schon einen Vorgeschmack vom kommenden Kasernenhofton bekommen sollte? Aber jetzt hieß es wieder warten, das gehörte auch wohl zum Vorgeschmack.

Von neun Uhr bis vierzehn Uhr dauerte die Musterung. Gegen Mittag kamen dann die letzten Fragen. Natürlich durften wir uns auch noch wünschen, zu welcher Truppe wir gerne möchten. Als ich mir eine motorisierte Truppe wünschte, schrieb der Soldat in meine Papiere „mot. Artillerie“. Darauf bekam ich meinen Wehrpass und wurde entlassen. Wie lange?

Zu einer „zünftigen“ Musterung gehören die entsprechende Feier und die „Lüste“. (Blumensträuße wurden in Knopflöcher und Hüte gesteckt). Für so einen Firlefanzen, wie die Lüste waren, hatte ich nichts übrig und schloss mich ohne Schmuck den Teilnehmern aus dem Nachbarort Assinghausen an. Natürlich wurde etwas getrunken, sonst wäre man ja zu früh nach Hause gekommen. Zum traditionellen Eiersammeln nach einer Musterung schloss ich mich nicht an. Ich war ja allein aus unserem Ort zur Musterung gerufen. Dennoch habe ich abends mit meinen Schulkollegen hier zu Hause eine Pfanne voll Eier verzehrt. Der Tradition genüge.

Gerade in diesen Tagen des Jahres lag unsere Mutter in Meschede im Krankenhaus. Sie hatte eine schwere Gallenoperation hinter sich. Ihr Gallenleiden hatte sich nach dem Stellungsbefehl meines Bruders Theodor verschlimmert, so dass nur noch eine Operation helfen konnte.

Nun war ich reichsarbeitsdienst- und wehrpflichtig. Weil ich im Oktober die Bekleidungsfachschule in Mönchengladbach besuchen wollte, wurde ich auf Antrag ein halbes Jahr vom Reichsarbeitsdienst zurückgestellt. Alles ging jetzt gut.

Im Juni 1935 wurde ein sechsmonatiger Reichsarbeitsdienst (RAD) vor dem Wehrdienst für alle jungen Männer eingeführt. Im RAD leisteten die Männer allgemeine Tätigkeiten zur Versorgung der Bevölkerung z.B. als Erntehelfer oder zur Urbarmachung von Ackerbauflächen

Sehr froh war ich, dass ich noch nicht eingezogen wurde, obwohl damals schon der Jahrgang 1922 zum Rechtsarbeitsdienst eingezogen wurde. So militärisch war ich ja nicht gestimmt. Mitte Dezember 1940 änderte sich schon manches. Eine schriftliche Aufforderung hatte mich zum Wehrbezirkskommando gerufen. Ein einfacher Stempel im Wehrpass genügte: Nicht mehr Reichsarbeitsdienst pflichtig, um meine Zurückstellung hinfällig werden zu

lassen. Alle weiteren Anträge, die ich noch stellte, um noch nicht Soldat zu werden, wurden vom Wehrbereichskommando Mönchengladbach bzw. Arnsberg abgelehnt. Für mich waren damit alle legalen Möglichkeiten erschöpft. Ich musste mich den Gesetzen fügen und wartete auf den Stellungsbefehl. Es war jetzt Ende Februar 1941. In Mönchengladbach schrieb man die Stellungsbefehle für die Jahrgänge 1921 und 1922 aus. Eine schnelle Ummeldung von Mönchengladbach in meinen Heimatort im Sauerland rettete mich noch für vier Wochen.

Dann war es doch so weit. An einem Samstag, es war der 23. Februar 1941, kam der Bescheid vom Wehrbezirkskommando, dass mein letzter Antrag auf Zurückstellung abgelehnt sei. Nun hatten die staatlichen Gesetze ihren eisernen Ring auch um mich gezogen. Nur noch Tage konnte es dauern, dann gehörte ich auch zur großen Masse, welche meistens gegen ihren Willen gezwungen wurde, für Deutschland in den Krieg zu ziehen. Doch das war nicht die einzige bedeutende Nachricht an diesem Tag. Meine Schwägerin Maria, welche ebenfalls im elterlichen Haus wohnte, erhielt mittags ein Telegramm, dass ihre Mutter im Sterben läge. Sie nahm den nächsten Zug und fuhr in ihren Heimatort Bottrop. Ihr Ehemann Theodor war zu dieser Zeit bereits als Soldat in Rumänien eingesetzt. Sein letzter Heimatbesuch war vor sechs Monaten im September 1940. Zu dieser Zeit dachte ich noch nicht daran, dass ich ihm vielleicht zum letzten Mal die Hand zum Abschied gereicht hatte.

Das Dorf war zu dieser Zeit fast menschenleer. Mit Ausnahme weniger Wehrpflichtiger waren alle jungen Männer bereits als Soldaten an der Front. Die 17- bis 40-jährigen waren fort bzw. mussten täglich mit ihrer Einberufung rechnen.

Natürlich konnten sich diejenigen, die zu Hause und vor allem Mitglied der NSDAP waren, ganz schön aufspielen. Das Markensystem breitete sich immer mehr aus. Ohne Bezugsschein gibt es kaum noch etwas zu kaufen. Die

Rationen gegenüber der Nachkriegszeit waren noch hoch und gut. Die staatlichen Kontrollen wurden immer genauer und die Strafen gegen evtl. Verstöße immer härter. Manches wurde auch einfach zum Verbrechen erklärt. So wurden einfache Leute, die einen ausländischen Sender mit ihrem Radioapparat hörten, mit dem Tode bestraft. Englische Flugzeuge überflogen fast jede Nacht deutsches Gebiet und warfen ihre Bomben auf deutsche Städte. An der Atlantik-Küste in Frankreich baute man Verteidigungsanlagen. In Afrika stand Rommel mit seiner Armee. Auf dem Balkan waren Ungarn, Rumänien und Bulgarien von deutschen Truppen besetzt. Griechenland wurde von Italien aus durch das Sprungbrett Albanien angegriffen. Hier war der Krieg in vollem Gange. Jugoslawien war unsicher. Wenige Tage später rückten die deutschen Truppen ein und „bereinigten“ Jugoslawien und Griechenland. Tschechoslowakei, Polen und Dänemark sowie Norwegen waren durch uns besetzt. Das war die Situation in den Märztagen des Jahres 1941.

Stellungsbefehl

Fast eine Woche ist wieder vergangen, bevor mich am 29. März 1941 der Stellungsbefehl erreichte. Ein einfaches Blatt Papier, in Millionenaufgabe gedruckt, genügt für die Masse, um Millionen ins Elend und Verzweiflung zu stürzen. Ganz einfach hieß es darauf: Sie werden zum aktiven Wehrdienst einberufen und haben sich am 4. April 1941 bei dem I. AR 211, Aachen, Gallwitz-Kaserne zu stellen. Näherer Bescheid geht Ihnen noch zu. Dann folgen noch Verhaltensmaßregeln und Angaben, welche Sachen mitgebracht werden müssen. Als Unterschrift reichte einfach die eines Angestellten. Von etwas Persönlichem konnte gar keine Rede sein. Man merkte aus der ganzen Aufforderung heraus, dass man von dieser Zeit an nur noch eine Nummer war. Später würde es einem offiziell gezeigt. Auf den „näheren Bescheid“ brauchte ich nicht lange zu warten. Er kam schon am anderen Tage in Form einer einfachen Drucksachekarte. Nur die Zeitangaben waren

handschriftlich eingetragen. Jetzt wusste ich am Sonntag, 30. März 1941, dass ich mich am Freitag, den 4. April 1941, morgens um 11 Uhr beim W.B.K (Wehrbezirkskommando) in Arnsberg zu stellen habe. Die weitere Fahrt ginge als Sammeltransport ab. Nun hatte ich noch ein paar Tage Zeit zum Abschiednehmen von allen Bekannten und Verwandten, vor allem von der Heimat.

Obschon ich nur die Vorkommnisse festhalten will, muss ich doch über das Abschiednehmen etwas mehr schreiben. Für mich ist es nicht ein einfaches Verreisen oder noch viel schwereres Auswandern; sondern es ist ein Gehen aus der Heimat. Eltern verlassen und dann die ganzen Fragezeichen. Ich erinnere mich gerade noch an den Abschied von meinem Vetter Ferdinand Baumann. Ein kräftiger Mann von etwa 28 Jahren. Furchtlos am Grabe seiner Mutter biss er die Zähne zusammen, damit nicht eine Träne kommen konnte. Ich vergesse es nie, als er Abschied nahm. Hier an der Hausecke angelehnt unter diesem Fenster stand er und zum ersten Mal trotz zusammengebissener Lippen konnte er Tränen nicht verhindern. Nur eine Bemerkung brachte dieser Mann heraus: Den Krieg müssen wir gewinnen, ob wir ihn überleben, weiß nur Gott. Diese Worte hätte ich ihm nie zugetraut. Ein Teil seiner Ahnung hat sich erfüllt. Anfang Oktober 1943 ist er bei Neapel in Italien gefallen. Wie war es mir wohl zu Mute mit meinen 19½ Jahren? Welche Strapazen, welche Erlebnisse, welches Schicksal, welches Ende stand mir bevor? Auch in diesem Alter macht man sich solche Gedanken, wenn man in eine solche Situation versetzt wird. Weiß man doch von den Älteren aus dem 1. Weltkrieg, was Krieg bedeutet. Zudem sind schon die ersten Gefallenennachrichten hier im Dorf angekommen. Die Gefühle und Gedanken richtig zu beschreiben ist unmöglich. Deshalb wende ich mich wieder den Tatsachen oder besser den Vorkommnissen zu. Schwägerin Maria war gerade bei ihren Eltern in Bottrop. Ihre Mutter war gestorben und wurde am 3. April 1941

beerdigt. Wir konnten leider Maria nicht zur Beerdigung begleiten. Ich musste schon am nächsten Tag fort. Die letzte Nacht in der Heimat war gekommen. Wie sie war, kann ich nicht mehr sagen. Die späteren Erlebnisse überdecken diese kleinen Einzelheiten.



Blick vom Elternhaus auf die Bahnverbindung und die Kirche

Der 4. April 1941 war gekommen. Damit mich Mutter nicht zum Zug bringen sollte, kam mein Vetter, Adolf Baumann, um mich zu begleiten. Es war nun

Zeit zum Abschied. Vater musste sich jetzt von seinem zweiten und letzten Sohn verabschieden. Die Augen standen ihm voller Tränen. Ich sehe ihn noch, wie er in der Türe auf seinem Stock gestützt stand und mir nachsah. Was mögen wohl seine Gedanken gewesen sein? Eines weiß ich gewiss. Ein kurzes Stoßgebet hat er zum Himmel geschickt, damit uns Gott behüte und uns doch wieder glücklich heimkehren lasse. Wir sollten ihm eine Freude und Trost im Alter sein. Als ich mich von ihm abgewendet hatte, musste ich auch die Lippen erst einmal fest aufeinanderbeißen. Vater sollte doch nicht sehen, was in mir vorging. Auf keinen Fall wollte ich ihm den Abschied noch erschweren. Umsehen konnte ich mich nicht mehr, um ihm zuzuwinken. Ich glaube auch, er hat es verstanden. Niemals hat er später mit uns über diesen Abschied gesprochen. Erst einige Schritte brauchte ich, um mich wieder zu fangen. Mutter sollte doch auch nichts merken. Sie ließ sich nicht davon abhalten, mich zum Bahnhof zu begleiten. So waren wir zu dritt, meine Mutter, mein Vetter und ich.

Auf dem Weg zur Kaserne

Beim Abschied auf dem Bahnhof war es etwa wie zu Hause bei Vater. Meine Gedanken waren nur, hoffentlich kannst

Du das gekünstelte Lächeln beibehalten, bis der Zug fährt. Ein letztes Winken zur Mutter, dann bringt mich der Zug am 4. April 1941 um etwa 8:30 Uhr von Wulmeringhausen einem noch ganz ungewissen Schicksal entgegen. Vater stand auch noch vor dem Fenster der Schneiderwerkstatt und winkte mir noch einmal zu. Seine feuchten Augen erkannte ich aus dem Zug. Die Gespräche mit den Mitreisenden brachten mich wieder ins Gleichgewicht, nachdem ich aus dem Zug noch einmal mein Heimatdorf angesehen hatte. Trotzdem glaube ich, dass mir meine inneren Vorgänge keiner angesehen hat. Weshalb alles, weshalb dieses Verstellen? Weshalb ist der Mensch in Kriegszeiten viel weniger wert als ein Tier? Ist der Mensch im Krieg nicht mehr die Krone der Schöpfung?

In Arnsberg traf ich noch mehrere, die sich stellen mussten. Zum Abzählen beim Wehrbereichskommando waren einige überzählig und durften wieder nach Hause. Wie beneidenswert waren diese Wenigen. Nach den kurzen Aufzeichnungen, die auch aus der Zeit noch habe, ging es um 13:19 Uhr mit dem Sonderzug ab Arnsberg. Um 16:24 Uhr waren wir in Hagen und gegen 21:30 Uhr an diesem Abend in Aachen-Hauptbahnhof. Gefreite und Unteroffiziere holten uns ab. Per Straßenbahn ging es in einzelnen Gruppen zur Kaserne. Als wir am 4. April 1941 gegen 22 Uhr bei der 2. Batterie, Artillerie Regiment 211, I. Abteilung (2.Bat.AR I/211) ankamen, hatte man für uns keinen Platz in der Kaserne frei. Wir wurden deshalb für eine Nacht im Luftschuttkeller untergebracht. Alles war bereits um 5 Uhr am nächsten Morgen wieder auf den Beinen. Auf dem dünnen, nackten Stroh ohne Decken waren wir so durchgefroren, dass wir uns erst warmhüpfen mussten.

Kasernenleben

Es war ein bescheidener Anfang. Um 8 Uhr begann der offizielle Dienst mit Antreten und Revierreinigen. Im Laufe des Tages wurde die Kaserne frei und uns die Stuben

zugewiesen. Ich hatte Stube 49 und teilte diese mit 11 weiteren Kanonieren.

Die nächsten Tage will ich nur in Stichworten aufschreiben. Es würde sonst zu lang werden. Den täglichen Drill und das übliche Anschnauzen werde ich später noch berichten.

Samstag, 6. April 1941: Revierreinigen, Feldgottesdienst, Paul Dohle aus Assinghausen getroffen. Er ist im 3. Batterie Regiment.

In den nächsten Tagen begann der Dienst in der Kaserne. Untersuchung auf Tauglichkeit. Das Übliche: „K.v., der Nächste“.

Meldung auf der Schreibstube zum Ausfüllen des Soldbuches. Haareschneiden auf Streichholzlänge, natürlich auf eigene Kosten. Einige von uns mussten ein zweites und drittes Mal den Friseur aufsuchen, bis die Haare kurz genug waren. Einkleiden.

Ein jeder bekam eine Zeltplane, bereitete diese aus. Dann wurden Wäsche, Schuhe usw. hineingeworfen. Es sollte alles passen, nur Schuhe und Stahlhelm durften anprobiert werden. Die Hosenlängen wurden an den Armen abgemessen. Die Zeltplane wurde zusammengefasst, auf den Rücken geworfen und ab ging es auf die Stube. Spinde einräumen, je zwei Mann hatten einen Spind. Nun lässt sich erahnen, wie es zuging. Eine Stube, welche für 6 Mann gedacht war, wurde mit 12 Mann belegt. Stube 49 hatte an der linken Seite 6 zweistöckige Betten, mein Bett war oben. Der Name war am Fußende auf einem Zettel geschrieben. So waren diejenigen schnell auszumachen, die ihr Bett nicht ordentlich aufbauten. Doch das war schnell passiert, wenn einer in den schmalen Gängen aneckte oder etwas auf dem Bett ablegte. War ein Bett aus Sicht des Vorgesetzten unordentlich, wurden wild die Decke und das Kissen durch die Gegend geworfen und der Soldat beschimpft. Wörter wie „Du arsch...“ waren keine Seltenheit. Gleichzeitig wurde derjenige ins Buch eingetragen und durfte samstags zur Nacherziehung erscheinen. Die Betten hatten eine Größe

von 80 x 200 cm. Die Matratze bestand aus einem Strohsack und 2 Wolldecken konnten mit einem blau-weiß karierten Bettuch überzogen werden. Das Kopfkissen bestand ebenfalls aus einem Strohsack und wurde mit einem blau-weißen Bezug überzogen. In den ersten 10 Tagen habe ich trotz aller Müdigkeit kaum geschlafen. Ein so hartes Lager war ich nicht gewohnt, deshalb schmerzten alle Knochen. Außerdem habe ich gefroren, denn wärmere Decken war ich von zu Hause gewöhnt.

Auf der rechten Seite der Stube waren 6 Mannschaftsspinde und ein Stubenspind. Darin waren Besen, Schrubber mit Aufnehmer sowie ein Blecheimer, der zugleich Abfall und Schrubbeimer war. Stahlhelm und Gasmasken gehörten auf die Spinde. Ansonsten gab es eine Spindordnung: In die Fächer wurde die Wäsche ordentlich gefaltet eingelegt. Ein Fach war für Lebensmittel und ein weiteres Fach konnte verschlossen werden für Wertsachen. Auf dem Hutbrett wurde die Ausgehmutze mit der Kokarde (mil. Abzeichen) sichtbar abgelegt.

Darunter auf der Kleiderstange hingen der Ausgehanzug, Mantel und der Drillichanzug (weißer Arbeitsanzug für das Heer in der Wehrmacht aus Leinen). Auf dem Spindboden wurden Schuhe und Stiefel fein ausgerichtet abgestellt. Das Handtuch fand seinen Platz an der Tür. Die Türen waren durch ein Vorhängeschloss gesichert. Es war nicht ganz einfach, den Spind zu zweit zu nutzen und nach der militärischen Ordnung sauber zu halten. Passte dem Vorgesetzten die Ordnung nicht, warf er kurzerhand den Spindinhalt in den Raum und forderte mit entsprechenden Schimpfwörtern zur Ordnung.

Darüber hinaus gab es noch zwei Tische und für jeden einen einfachen Schemel. Doch diese waren Mangelware und so war die Stehlerei von Stube zu Stube an der Tagesordnung. An der Tür war noch eine Tafel befestigt mit den Namen für den Stubendienst. Dieser sorgte morgens

für den Kaffee und vor allem dafür, dass die Stube in Ordnung war. Der kleinste Papierfetzen konnte der gesamten Stubenbesatzung irgendeine Strafe einbringen und dem Stubendienst erst recht. Eine Kollektivstrafe ist das niedrigste Mittel, sich Respekt zu verschaffen und gerade in der Wehrmachtskaserne an der Tagesordnung. Weiter musste der Stubendienst abends die Stube beim Unteroffizier vom Dienst (UvD) abmelden.

Außen an der Tür war dann auch die Belegungsliste der Stube. Die Gewehrstände waren neben der Stubentür auf dem Flur angebracht. Auch hier war jedes Fach mit dem Namen versehen.

Wecken war frühmorgens um 6 Uhr. Es folgte eine kalte Dusche. Die Kaffeeholer mussten sofort mit den Kannen vor dem Block antreten. Krankmeldungen waren sofort beim UvD anzugeben. Für Duschen, Kaffeetrinken, Betten machen und Stube ordentlich reinigen blieben genau 30 Minuten. Antreten war um 6:30 Uhr und dann bis 8 Uhr Unterricht. Die Themen waren: HdV (Heeresdienstvorschrift), Artilleristik und eventuell Politik. Von 8-9 Uhr meist Unterricht über Gasmasken, Gewehr usw., 9-12 Uhr stand Fußdienst (Exerzieren) auf dem Plan. 12-14 Uhr Mittagessen und Putzen für den Appell. 14 Uhr Appell und Bekanntmachungen. Anschließend Geschützexerzieren und Geschützreinigen. Die letzte Stunde von 18-19 Uhr war entweder Putz- und Flickstunde oder nochmals Unterricht. Um 19 Uhr musste der Stubendienst für die Stube Verpflegung empfangen. Dann war offizieller Dienstschluss. Doch kam es noch sehr oft vor, dass man dann noch zum Putzen für die „Vorgesetzten“ herangezogen wurde. Sie glaubten ja, kleine Herrgötter zu sein.

Zu Mittag aßen wir im großen Saal der Kantine. Feierabend hatten wir erst nach 22 Uhr, wenn wir in den Betten liegen mussten und die Stube vom UvD abgenommen war. Sonst ging der Zauber auch nach 22 Uhr im Nachthemd mit

Gasmaske und Karabiner weiter. Regelmäßig durfte auch die ganze Stube spät abends noch die Flure schrubben, natürlich im Nachthemd. Schikanen über Schikanen wurden ausgedacht und ausgeführt.

Die Vorgesetzten

Dennoch möchte ich einige Vorgesetzte charakterisieren, die uns damals in Aachen bevorstanden. Da war zunächst unser Stubengefreiter, er war 28 Jahre alt. Im Zivilleben war er Arbeiter in einem Metallbetrieb. Er trug die Verantwortung für unsere Stube, um sie vom UvD abnehmen zu lassen. Klappte es nicht, so bekam er den ersten Anpiff, wir den nächsten. Daraus ergab sich, dass er zu uns hielt und wir uns ihm gegenüber verpflichtet fühlten. Dieses Verhalten konnte auch ins Gegenteil umschlagen durch Anschwärzen und Schlechtmachen von Soldaten, die sich daraus einen Vorteil erhofften. Dennoch war er ein gutmütiger Kerl, der sich abends auf unserer Stube zu einer Skatrunde einladen ließ.

Das Schicksal meinte es dann doch nicht so gut mit ihm. Ich erfuhr es im August 1941, als ich ihn auf der Straße traf. Ich erkannte ihn kaum wieder, er stand vor mir wie ein gebrochener Mann und er erzählte mir seine Geschichte:

Du kennst doch noch Heinz aus unserer Batterie. Drei Jahre war ich mit ihm zusammen, immer auf der gleichen Stube. Wir stammen doch aus dem gleichen Ort und waren fast wie Brüder. Alle Stadtausgänge verbrachten wir zusammen. Nach seiner Beförderung zum Unteroffizier zeigte er seinen wahren Charakter. Als ich ihn auf der Stube beglückwünschte, sagte ich ihm: „Na Heinz, das wird dich etwas kosten.“ Seine Antwort war schroff: „Für Sie bin ich jetzt Unteroffizier Müller.“ Ich nahm das nicht für wahre Münze und lachte ihn aus. Es folgte ein Wortwechsel, der mit einem Faustschlag endete. Ich wurde im Stahlhelm verhört und anschließend zu zwei Wochen

Arrest verurteilt. Nun warte ich auf die Versetzung an die Front.

Meine Gedanken schwirrten umher um diesen armen Gefreiten, der durch seinen Freund verraten wurde.

Der verantwortliche Unteroffizier (Uffz) war auch gleichzeitig unser Gruppenführer. Er war ein unnahbarer Typ. Doch den Unterricht in Artilleristik hielt er immer sachlich ab. Mir kam es so vor, als würde er durch seine Zurückhaltung auch seine Dummheit verbergen. Allerdings war er ein strenger Vorgesetzter, besonders wenn andere Vorgesetzte in der Nähe waren. Über drei weitere „Uffz“ möchte ich noch berichten. Einer war der Futtermeister. Wir Kanoniere hatten wenig mit ihm zu tun. Doch wenn er einmal die Vertretung übernahm und uns befehlen durfte, dann leuchtete kein Stern mehr am Himmel. Er ließ seine Wut an uns aus. Seine Befehle hatten einen so harten Drill, dass wir anschließend den Schweiß an unserer Kleidung auswringen konnten, vom Schmutz gar nicht zu reden.

(Artilleristik: Die Artillerie im Heer ist mit großkalibrigen Geschützen ausgestattete Gruppe, welche hinter der Frontlinie die Infanteriesoldaten (Frontsoldaten) beim Angriff oder Verteidigung unterstützen. Die Schussweite der Granaten reichte im 2. Weltkrieg von einigen hundert Metern bis zu 12 km, je nach Größe des Geschützes. Die Explosion der Granate im Ziel führte oft zu großer Zerstörung, Tod und Verletzungen. Kleine Geschütze wurden mit Pferden und große Geschütze mit LKW und Kettenfahrzeugen bewegt. Der Artillerie-Soldat war nicht dem direkten Kampf in der Frontlinie ausgesetzt, wie der Infanteriesoldat. Darüber hinaus gab es bei der Artillerie Fahrzeuge und Pferde, während die Infanterie sehr viele Strecken zu Fuß zurücklegen musste. In der Kaserne wurde im Unterricht die Funktionsweise der Geschütze sowie die Kriegstaktik vermittelt. Geschütze mussten nach ihrem Schusseinsatz schnell zu einem Stellungswechsel bewegt werden, da sie durch das Mündungsfeuer schnell zu erkennen waren.)

Das genaue Gegenstück war der Ausbildungsleiter, ein Funker, ebenfalls ein Uffz. Er war ruhig und besonnen und ließ sich zu keinen Schikanen hinreißen. Er wurde ausnahmslos von den Kanonieren geschätzt.

Als dritter im Bunde war Uffz B., der groß erscheinen wollte. Er war sogar ebenfalls ein Schneider, somit im Zivilberuf ein Kollege von mir. In den ersten Tagen wollte er sich als Respektperson zeigen. Nachher war er nur noch eine Lächerlichkeit. Er kam mit uns nicht zurecht. Ich erinnere mich noch daran, dass wir ihn einmal mit einem Schlauch beim Geschützreinigen pudelnass gespritzt haben. Bei einem anderen hätten wir uns das nie erlauben können. Er machte sich eben zu oft lächerlich, deshalb bekam er kein Bein auf die Erde. Die Schnauze war größer als der ganze Kerl und seine Dummheit stellte er jederzeit zur Schau.

Natürlich waren noch mehr Gefreite und Uffz da, doch nach zwölf Jahren kann ich nicht mehr an die Einzelheiten und Personen erinnern.

Ein Stabswachtmeister war für den Reitunterricht zuständig. Er hatte 1936 bei den Olympischen Spielen in Berlin teilgenommen. Die Fahrer lernten ihn besser kennen, bei uns ist er nie besonders aufgefallen. Oberwachtmeister Pfannenschmidt dagegen ist mir besser in Erinnerung. Über ihn werde ich später mehr schreiben.

Jetzt will ich mit dem Kompaniefeldwebel „Zirkus H_mann“ beginnen. So wurde nämlich unsere 2. Kompanie nach dem Spieß Hagemann benannt. Beide, Spieß und Batterie, waren stadtbekannt. Ein besonderes Kapitel war unser Spieß, Hauptwachtmeister H_mann. Hauptwachtmeister H_mann war ein schwächtiges Kerlchen, etwa 165 cm groß. Ich schätze sein Alter auf 28 Jahre. Figur und Aussehen tadellos. Er hatte ein Mundwerk wie Reichspropagandaminister Göbbels. Seine große Schnauze war es, die ihm den stadtbekanntesten Ruf einbrachte. Seine Sprüche: „Was bin ich, was kann ich werden und Dreck sind meine Untergebenen. Das werde ich ihnen zeigen“. Untergebene zu schikanieren, das lag ihm im Blut. Er hatte eine Freude daran, wenn ein Soldat vor

Überanstrengung kaum noch auf die Stube gehen konnte. Ein teuflisches Lächeln verriet diese Freude. Meist holte er sich dieselben Leute abends zu einer weiteren Übung. Zumindest mussten sie ihm abends Anzug und Stube putzen. Natürlich unter seiner persönlichen Aufsicht. Was das zu bedeuten hatte, wie erniedrigend sich so etwas anfühlt, kann nur der nachempfinden, der so Ähnliches in seiner eigenen Militärzeit erlebt hat.

H_mann war sehr launisch veranlagt. Der kleine Franz aus Düsseldorf von Stube 50 war einmal in die Klauen des Spießes geraten. Eine Stunde vor dem Zapfenstreich machte er sich ausgangsfertig. Den Stubenkameraden gab er als Antwort, er müsse noch für den Spieß zur Stadt. Er kam nicht zurück. Er war wohl den Strapazen des Militärdienstes nicht gewachsen, so dass er fahnenflüchtig wurde.

Erst nach einer Woche wurde er direkt vor seinem Elternhaus verhaftet. Seine Eltern konnten nicht mit ihm sprechen und mit Rat und Tat beistehen. Wir haben Franz nie wiedergesehen. Das hier gesprochene gnädige Urteil vor dem Militärgericht wurde uns verlesen. Es wurde eine Festungshaft verhängt.

Die gesamte Batterie war einhellig der Meinung, dass dieses gnädige Urteil mit der späteren Versetzung des Spießes H_mann im Zusammenhang steht. War es der einzige Fall, der auf das Konto des Spießes geht?

Dabei hatte Spieß H_mann gute Chancen bei den Frauen. Sonntags hatte er sehr oft Damenbesuch auf seiner Stube. Neugierig wie Soldaten nun einmal sind, schlichen wir uns einzeln vor seine Tür und beobachteten ihn durch das Schlüsselloch. Einer erzählte das Beobachtete dem anderen. So bekamen wir ein zusammenhängendes Bild von den Geschehnissen. Was da passierte, gehört in ein Freudenhaus, aber nicht in die Stube eines deutschen Hauptwachtmeisters. Wir konnten beobachten, wie er mit zwei Gesinnungsgenossen und drei Mädeln ein Sektgelage

über Nacht abhielt. Natürlich war Damenbesuch über Nacht strengstens verboten.

Hier fällt mir aber gerade noch Wachtmeister Martin ein. Von ihm weiß ich auch nichts Besonderes, doch hatte er viel Sportliches und Militärisches an sich. Er war in der Hauptsache Turnlehrer.

Als weiteres Portrait möchte ich noch von unserem Batteriechef, Hauptmann Bossel, schreiben. Zweimal habe ich ihn gesehen. Einmal bei unserer Beförderung und das andere Mal zur Vereidigung. Am schnellsten und besten kann man ihn charakterisieren, wenn man seinen Beruf nennt: Jurist. Er war ca. 60 - 65 Jahre alt.

Zwei weitere Offiziere sollen noch erwähnt werden. Leutnant Schwabe war aktiver Offizier. Im Frankreichfeldzug verwundet und mit dem EK II. ausgezeichnet. Er war der beliebteste Offizier in der Batterie. Ich glaube, das genügt über ihn.

Zweiter ist Leutnant Schäfer. Er war im Zivilberuf Herausgeber der deutschen Steuerzeitung. Er war nachher Kompaniechef beim Wachbataillon. Daher werde ich seinen Namen noch des Öfteren erwähnen. In der Kaserne besichtigte er höchstens einmal den Fußdienst.

Die Stubenkameraden

Jetzt will ich in Stichworten die mir noch bekannten Stubenkameraden erwähnen. Der Größte unserer Batterie, Karl Kirchoff, wohnte bei Hachen am Sorpensee. Immer lebenslustig und für jeden Streich aufgelegt. Er war nicht klein zu kriegen. Ging wenig aus, schlief lieber. 1946 habe ich ihn in der Klinik in Bigge getroffen, er hatte bei Narva (heute Estland) ein Bein verloren.

Paul Effelsberg aus Herzogenrath bei Aachen. Er wirkte durch seine humorvolle und ruhige Art noch humorvoller

als Kirchhoff. Im Zivilberuf Maurer. Kirchhoff und Effelsberg waren die Humorvollsten der Stube und der ganzen Batterie.

Dann sind noch die drei Düsseldorfer zu nennen: Pelster, Schumacher und Müller. Pelster war Klempner, Schuhmacher dagegen Student. Auch Fleitmann aus Paderborn war Student. Sein Vater Bauer. Schütz kam aus Essen, Bürogehilfe, manchmal großtuerisch und wenig dahinter. Somit war er auch der Außenseiter auf der Stube.



Dann fällt mir noch Schmitz ein, mein Spind-Kamerad. Er kam aus Mönchengladbach und war bereits Familienvater. Ich bin mit ihm sowie mit allen andern gut ausgekommen.

Ausbildungsgruppe in der
Gleiwitzkaserne 1941

Der zuletzt beschriebene Dienstag war der 8. April 1941. Es war der Dienstag in der Karwoche. Der Dienst hatte ruhig begonnen, doch abends spürten wir unsere Glieder nicht mehr. Die Schmerzen durch den Muskelkater machten besonders mir zu schaffen. Vom Geschützexerzieren hatte ich die Beine voller blauer Flecken. Beim Auf- und Abspringen stieß ich immer an irgendeiner Stange oder dem Sitz an. Wir wurden an der l.F.K.16. (leichte Feldkanone 16) ausgebildet. Das Kaliber war 7,5 cm. Am Karfreitag, 11. April 1941, hatten wir nur Revier- und Stubenreinigen. Nach dem Mittagessen war offizieller Dienstschluss. Den Nachmittag verbrachten wir dann mit Stopfen, Flickern, Schreiben und Kartenspielen. Gegen Abend haben wir uns dann ein paar Gläschen Dünnbier in der Kantine erlaubt.

Die Kantine war das größte Gebäude innerhalb des Gebäudekomplexes der Kaserne. Dort war die Küche, ein großer Speiseraum, ein Speiseraum für Uffz, die Offiziersmesse und der Verkaufsstand mit einem Kühlschrank untergebracht. Die Gaststube war der große Speisesaal. Dort war es allerdings nicht gemütlich.

Ostern 1941

Der Karsamstag, 12. April 1941, begann mit Unterricht, Fußdienst, Revierreinigen und endete mit dem Löhnungsempfang. Jeder erhielt fünfundzwanzig Reichsmark (RM). Zu dieser höheren Löhnung kamen wir durch einen Zusatzbeitrag, der für die Anschaffung von Putzmaterial bestimmt war. Wir erhielten sonst pro Tag eine Reichsmark als Löhnung; d.h. am 10., 20. und am 1. eines Monats wurden je zehn Reichsmark gezahlt. Hatte der Monat 31 Tage, so wurde dieser Zusatztag nicht bezahlt, dagegen der Februar ebenfalls mit 30 Reichsmark.

Nachmittags beim Postempfang erhielt ich das erste Päckchen von zu Hause. Es bestand in der Hauptsache aus Lebensmitteln. Diese Zusatzverpflegung konnte ich gut gebrauchen. Außer dem Mittagessen, welches teilweise gut und schmackhaft war, erhielten wir etwa 400g Brot, 80g Wurst oder Käse und 30g Butter, bzw. 40g Margarine. Anstelle der Butter gab es mindestens 3-mal wöchentlich Käsequark oder Marmelade. Davon bekamen wir etwas mehr. Da kann man sich schon ausmalen, dass ein Päckchen immer freudig begrüßt wurde. Zu dieser Zeit unterstanden die Päckchen, welche in die Kaserne geschickt wurden, noch keiner Beschränkung. Zu dieser Zeit wurde mir bewusst, dass der Soldatenspruch passte: „Fressen, Frauen, Schlafen.“ Fressen und Schlafen war für jeden Hauptthema, allerdings Frauen nur für Gewisse.

Als Thema Nr. I. wurden bei Gesprächen auf der Stube oder sonst wo, die Erlebnisse mit Frauen bezeichnet. Dass dabei auch viel Jägerlatein dabei war, braucht nicht erwähnt zu werden. Es waren immer unflätige Gespräche.

Wie könnte es auch ausbleiben, wenn wir von unseren Vorgesetzten mit unflätigen Worten angeredet wurden. Dass man etwas über Frauenehre gehört hätte, wurde ausgelassen. Man kann wohl mit Bestimmtheit behaupten, dass über 90% aller derjenigen Mädchen, die in einer Garnisonsstadt mit Soldaten gingen, als Soldatenliebchen anzusprechen waren. Es kam ihnen nur auf das Erleben des Abends oder der Nacht an. Am nächsten Abend hatten sie sehr oft einen anderen. Über diese Mädchen kann man seine eigenen Gedanken haben. Heute erst recht. Es erübrigt sich, darüber zu schreiben. Ich selbst habe nie ein Aachener Mädchel in dieser Zeit kennen gelernt. Ich bekenne heute offen, ich war auch zu dumm dazu. Heute weiß ich aber, dass mir diese Dummheit vielleicht über die Versuchungen meines Lebens leicht hinweggeholfen hat.

Noch etwas bemerkte ich in diesen Tagen. Es war die ausgelassene grobe Soldatensprache. Worte, die man im Privatleben niemals gebrauchen dürfte, waren gang und gäbe. Gleich nahm ich mir zum Grundsatz: Die gewöhnst du dir nie an. Trotz meiner 4½-jährigen Soldatenzeit hatte ich mir kaum etwas von der Sprache angewöhnt. Deshalb habe ich auch fast alle Ausdrücke vergessen und kann sie hier nicht mehr festhalten.

Ostersonntag, der 13. April 1941: Auf meinem Strohsack liege ich. Die Gedanken sind natürlich zu Hause. Ich überlege, wie ich die Osterfeiertage zu Hause verlebt hätte. Ich stelle mir einen klaren Himmel vor. Unser altes kleines Glöckchen ruft uns zur Auferstehungsfeier. Bei dieser Träumerei kommt mir ein Gedanke: Heute könntest du schön das feierliche Geläut des fernen Aachener Doms hören. Ich will nicht wieder einschlafen. Als ich aufstehe, um das Fenster etwas zu öffnen, brummt mich schon einer an, der nicht in seiner Ruhe gestört werden wollte. Ich will doch die Glocken nur besser hören können. Aufstehen darf ich noch nicht, deshalb lege ich mich wieder hin und gebe mich den heimatlichen Träumen

wieder hin. Die schrille Pfeife des UvD bringt mich in die Wirklichkeit zurück. Zum hohen Feste wurden wir erst um sieben Uhr geweckt. Daher stammte auch mein vorzeitiges Erwachen. Doch die Glocken hatte ich nicht gehört. Die Antwort eines Kameraden auf meine Frage brachte mich erst wieder in die Wirklichkeit zurück. Aus luftschutztechnischen Gründen war Kirchengeläut untersagt. Nur nach dem Siegesfeldzug in Frankreich wurde eine Stunde Kirchengeläut befohlen. Und heute, Ostern, ist es verboten. Ja, ich merkte, dass man einem Soldaten nie Zeit zum Nachdenken geben darf. Das ist die Meinung der Heerführer. Sonst würde man die Zwecklosigkeit und den direkten Unsinn des Soldatendaseins erkennen und eventuell Konsequenzen daraus ziehen. Dass es dann auf der ganzen Welt kein Heer mehr geben würde, wäre natürlich klar. Was würde aus denen, die ihren Nutzen und Vorteil aus einer militärischen Streitmacht ziehen? Sie müssten gewiss durch ihre eigene Muskelkraft produktive Arbeit zum Aufbau der Welt leisten. Das ist nicht der Wille der Kriegsgewinner.

Was ist das für ein Krach auf dem Flur? Jetzt schon kurz nach 7 Uhr und dazu noch Ostern. Nur die Stubentür nicht öffnen. Wir wollen doch nichts damit zu tun haben. Das ist bestimmt der Spieß, die Sprache kommt mir bekannt vor. Na, das wird ein fröhliches Ostern.

Raustreten

7:30 Uhr: Der UvD pfeift: „Raustreten.“ Wie gewohnt stehen wir noch vor der Tür und warten auf den Pfiff. Im Sturm geht es die Treppe hinunter. Langsam gehen ist ein Verbrechen, also wagt es schon gar keiner. Die Letzten allerdings beißen meistens die Hunde. Nach dem Rausstürmen stellen wir uns in Reih und Glied auf, das können wir schon aus dem ff. Wir haben es in dieser 1½ Woche schon zu Genüge geübt. „Stillgestanden, richt Euch,“ kommen jetzt die Kommandos vom UvD. Die Richtung wird etwas korrigiert. UvD meldet dem Spieß: „2. Batterie

angetreten.“ Jetzt folgen die kurzen und knappen Antworten vom Spieß: „Danke, rührt Euch, Kanoniere rechts raus.“ Einer fällt bald über den anderen, so hat man uns das „rechts raus“ schon beigebracht. Der Spieß teilt jetzt zunächst die Fahrer und Nachrichtenleute ein. Als Dienst ist für die Fahrer Stalldienst, für die Nachrichtenleute Revier und Stubenreinigen angesetzt. Was hat er aber wohl mit uns vor? Ja, da kommt er schon, indem alle anderen außer den Kanonieren wegtreten. „Wer hat heute auf dem Flur gepfiffen?“ schrillt er vor Wut, fast heiser. Wenn einer gepfiffen hatte, so konnte es nur ein Kanonier gewesen sein. Sie waren alle im oberen Flur des Blocks 3 untergebracht. „Was, keiner meldet sich? Ihr Feiglinge! In die Reitbahn, marsch, marsch!“

In der nächsten Stunde lernten wir die Größe der Reitbahn hunderte Mal kennen. Den feuchten Sand genauso oft. Der Spieß schäumte immer mehr vor Wut, als er sah, dass wir uns wegen seines Wutanfalls angrinsten. Der Schweiß dringt uns schon durch die Feldblusen und es hieß wieder: „Eine Runde im Laufschrift.“ „Halt, die zehn Schnellsten abtreten zum Revierreinigen. Es wird abgezählt, ich war der 11. Pech gehabt, dafür halte ich mich gerne in der Mitte auf. Es war ein Laufen ohne Marschordnung.“ „Die anderen weiter, marsch, marsch.“ Jetzt gehst du aber zum Endspurt, denke ich. Denn meistens macht man so etwas 2 x und dann nicht mehr. Ich habe auch richtig gedacht. Sonst hieß es ja, dass Denken soll man den Pferden überlassen, die haben einen größeren Kopf. Ein Spruch, der den Menschen nur noch niedriger als das Tier stellen soll. Jedenfalls durch mein Denken habe ich Glück und kann mit abtreten. Die anderen kamen eine gute halbe Stunde später. Sie waren völlig fertig. Trotzdem ging es jetzt schnellstens an das Revier-, Stuben- und Spindereinigen. Kurz vor dem Mittagessen war noch Stubendurchgang und damit war Dienstschluss. Bis dahin hatte sich der Spieß

auch wieder beruhigt, bzw. beim Anblick der erschöpften Kanoniere seinen Wutanfall völlig ausgekostet.

Erster Ostertag, herrlicher Sonnenschein. Die Menschen in Freiheit gehen spazieren. Durch den Zaun, der die Kaserne umgibt, sehen wir sie. Aber durch das Tor dürfen wir nicht, obwohl wir eine Ausgehuniform im Spind hängen haben. Gefangene im eigenen Vaterland, das wir schon bald verteidigen sollen. Gefangene, verfolgt vom ständigen Zwang. Mit solchen Gedanken beschäftigen wir uns und schreiben, schlafen, lesen. Genau wie am Karfreitag, nur mit Osterstimmung. Natürlich gedrückt, zumal mehrere von uns Besuch empfangen. Und wir, die wir alte Eltern haben oder deren Eltern zu weit weg wohnen?

Ostermontag, 14. April 1941. Heute ist bereits um 6 Uhr wieder Wecken. Wir haben den üblichen Sonntagsdienst. Antreten mit anschließendem Revierreinigen. Beim Revierreinigen wurden meistens 2-3 Mann für die Stube bestimmt, die anderen für Flure, Treppenhaus, UvD-Zimmer, Schreibstube, Außen-Revier usw. Natürlich bekamen die Wachen, Uffz. und Offiziere auch Leute für die Stubenreinigung zugeteilt. Die Fahrer wurden nicht zum Revierreinigen herangezogen, die mussten in den Stall. Um zehn Uhr marschieren alle Katholiken zum Feldgottesdienst in die Turn- bzw. Reithalle. Wir waren zum größten Teil katholisch. Nur wenige Andersgläubige haben wir bei uns in der 2. Batterie. In der großen Reithalle stand schon eine große Gruppe Soldaten. Vor der Stirnwand ist ein Altar aufgebaut. Der Geistliche im Messgewand steht schon mit seinen Dienern daneben. Wir bekommen ein Feldgesang- und Gebetbuch, was wir am Schluss wieder abgeben müssen. Im Sägemehl der Reithalle stehend, hören wir den ersten Feldgottesdienst. Osterfrieden war der Leitfaden der Predigt. Zwingt das nicht zum Nachdenken in dieser Zeit? Aber wie heißt es immer: „Dafür haben die Pferde die dickeren Köpfe.“. Jetzt bei der heiligen Messe kommen wir auch nicht dazu.

Nach der Generalabsolution erhalten über 200 Soldaten ihre Osterkommunion. Wie wir gekommen sind, marschieren wir wieder mit dem Leid singend „Fern bei Sedan ...“ zum Block zurück.

Immer ein Lied

Fern bei **Sedan** auf den Höhen,
Steht ein Krieger auf der Wacht,
Neben seinem Kameraden,
Den die Kugel tödlich traf.

Leise flüstern seine Lippen,
Du, mein Freund kehrst wieder heim,
Siehst die teure Heimat wieder,
Kehrst in unsrem Dörflein ein.

In dem Dörflein, in der Mitte,
Steht ein kleines weißes Haus,
Rings umrahmt von Rosen, Nelken,
Drinne wohnt meine Braut.

Nimm den Ring von meinem Finger,
Nimm den Ring von meiner Hand,
Drück auf ihre weiße Stirne,
Einen Kuß als Abschiedspfand.

Der Soldat, der hat's gesprochen,
Der Soldat, der hat's gesagt,
Seine Augen sind gebrochen,
Dort bei **Sedan** ist sein Grab.

(Das Lied zielt auf ein Ereignis in der französischen Stadt in den Ardennen. Bei Sedan fand 1870 die Schlacht im Deutsch-Französischen Krieg statt.)

Wir springen auf unsere Stuben und holen die Essbestecke.
Dann geht es im Marschschritt zur Kantine zum
Mittagessen. Damit haben wir wieder Feierabend.

Für uns wieder der gleiche traurige Nachmittag wie
gestern. Wenn wir doch wenigstens im nahen Aachener Wald
spazieren gehen dürften. Oder nur das kurze Stückchen zum
nahen Bismarckturm. Alles nichts. Die Wache am
Kasernentor lässt uns ohne Soldbuch nicht heraus. Nach
der Meinung der obersten Heeresführung sind wir erst nach
der Vereidigung fähig, uns unter Menschen sehen zu
lassen. Deshalb, so traurig wie es ist, verdösen wir auch
den Ostermontag wieder auf unserer Stube.

An den nächsten beiden Tagen, dem 15. und 16. April 1941, haben wir wieder den üblichen Dienst. Inzwischen haben wir Gewehre und Gasmasken erhalten. Immer noch mehr Plunder, womit sie uns schikanieren können. Abends sind wir froh, wenn wir uns auf die Strohsäcke legen können. An einem dieser Tage erhielt ich meine erste Strafe. Das ging so vor sich:

Besser geschwiegen

Mittags beim Waffenapell: „Erstes Glied zwei Schritte, zweites Glied einen Schritt vortreten; marsch.“ Jetzt kommen die Uffz und sehen die Waffen nach. Ich hatte Glück, beim mir fand man nichts. Da, was war denn bei meinem Nebenmann? Der Uffz hält mir das Gewehr meines Nebenmannes vor die Nase. „Was ist da im Lauf?“ „Eine Fussel vom Reinigungsdocht.“ „Was, Sie nennen das Fussel? Das ist ein ganzes Handtuch und so etwas soll sauber sein? Sagen Sie nur, Sie hätten das Gewehr gereinigt. Links raus, damit Sie erst einmal reinigen lernen.“ Mir kribbelt es am ganzen Körper. Am liebsten möchte ich dreinschlagen. Ich muss es von der Leber reden.

„Herr Unteroffizier, mein Kanonier nebenan hat sein Gewehr sorgfältig gereinigt, das habe ich selbst gesehen. Und eine Fussel vom Reinigungsdocht kann doch immer im Lauf bleiben. Dass müssten Sie doch auch noch aus Ihrer Rekrutenzeit wissen. Es ist deshalb ungerecht, den Kanonier links rauszuschicken.“ Jetzt habe ich in ein Wespennest gestochen.

Ein paar Wachtmeister, Uffz und der Spieß kamen auf mich zu. Alle möglichen und unmöglichen Flüche flogen mir an den Kopf. Wie ich ganz links herausgekommen bin, weiß ich nicht mehr. Ich stand noch mit zwei Schritten Abstand von den Ausgesonderten als Schwerverbrecher. Ich höre noch den Spieß vor Wut kreischen: „Drei Samstage je zwei Stunden Nacherziehung. Dich Bürschchen werden wir schon klein kriegen.“ Das habe ich nun wegen meines „ungebührlichen Benehmens“. Es ist so beim preußischen

Kommiss, wenn der oberste Kanonier sagt, der Schimmel ist schwarz, dann die Hacken zusammengerissen und gebrüllt: „Jawohl Herr Oberkanonier.“ Nur das ist richtig. Sonst ... nun ja, ich habe es ja in Aussicht. Der feierlichste Tag des Soldaten ist für uns da. Es ist Donnerstag, der 17. April 1941.

Fahneneid

Um sechs Uhr ist wieder Wecken. Auf dem Dienstplan, der neben der Schreibstube hängt, ist für die erste Stunde Unterricht festgelegt. Dieser Unterricht ist eine große Belehrung über den Eid. Zum Fahneneid wird keiner gezwungen. Wir versprechen ja, dass wir uns mit unserem Blut und Leben für Führer, Volk und Vaterland einsetzen und als Soldaten kämpfen wollen. So lautet das Thema des Unterrichts. Natürlich folgen auch die Strafen bei Verweigerung des Eids. Zusammengefasst heißt es: „Wer den Eid verweigert, ist nicht mehr würdig, Deutscher zu sein. Die Todesstrafe ist das Einzige, das ihm zusteht und die auch immer verhängt wird.“

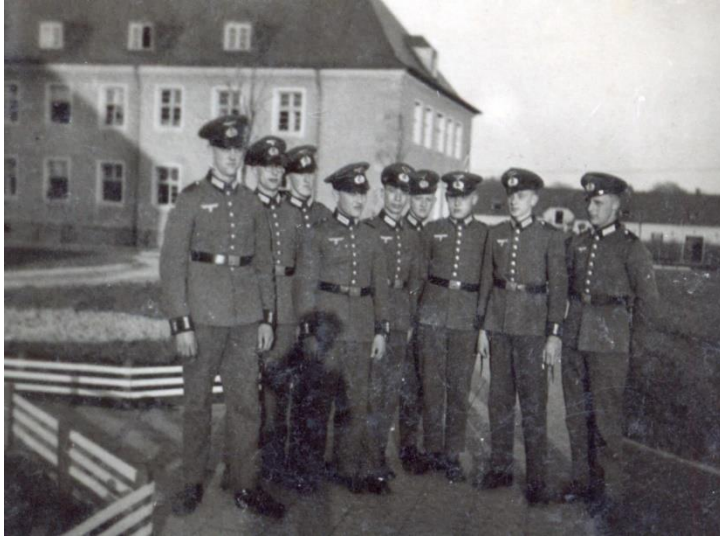
Ich hatte schon beim Waffenappell gelernt, was Widersprüche für eine Wirkung erzeugen. Ein Widerspruch von uns ist nicht gestattet und auch nicht angebracht. Weshalb dieses ganze Gerede? An den Wänden stehen schon einige mit dem Schemel nach vorn gehalten. Der Schlaf hatte sie übermannt. Allen anderen geht es nicht besser. Sie müssen alle mit dem Schlaf kämpfen, so „fesselnd“ ist das Thema und so berührt es uns. Als wir die ersten Sätze gehört hatten, wussten wir schon alles. „Stillgestanden, weggetreten.“ Den Schemel auf dem Rücken, so rasen wir auf unsere Stuben zum Umziehen. Auf dem Dienstplan steht „Dienstanzug: Ausgehuniform mit Stahlhelm.“

Zum feierlichen Akt müssen wir in Hufeisenform auf dem Exerzierplatz aufmarschieren. Allerlei Offiziere sind da. Unter anderem Abteilungskommandant, Major Wilhelm Strey und Batteriechef Hauptmann Bossel. Ein Musikchor und zwei Fahnen. Die Regiments- und die Reichskriegsflagge.

Nach dem Einleitungsmarsch beginnt Hauptmann Bossel: „Ihr seid jetzt hier angetreten, um Euren Eid abzulegen. Über die Verpflichtung, die ihr jetzt auf Euch nehmen wollt, seid ihr eben belehrt. Deshalb frage ich Euch, wer will den Eid verweigern?“. Es meldete sich begreiflicherweise niemand. Dann spricht die Eidesformel. Vier Soldaten treten hervor und legen die Schwurfinger auf die Fahnen. Wir müssen die rechte Hand zum Schwur erheben, ein Uffz. spricht vor:

„Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem Oberbefehlshaber der Wehrmacht unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.“

... so wahr mir Gott helfe. Mit dem Deutschlandlied und dem Hans- Wessel-Lied ist dieser feierliche Aufzug beendet. Bis Mittag haben wir dienstfrei. Deshalb legen wir uns auf unsere Strohsäcke. Was soll man auch anderes machen? Ob ich mich etwas erkältet habe? Im Hals kratzt es mich so. Vielleicht hat mich auch die ganze Geschichte heute Morgen aufgeregt. Das heißt, ich mache mir Gedanken darüber. In der Schule hatten wir gelernt, dass man zu einem Eid nie gezwungen werden darf. Ein aufgezwungener Eid ist ungültig. Und was war heute geschehen? Ich tröste mich mit den Gedanken: Du bist zu diesem ganzen Drama gezwungen worden und hast diesen Eid niemals als eine Verpflichtung auf dich genommen. Zudem hast Du auch extra die Eidesformel nicht mitgesprochen. Deshalb kann und wird dich dein Gewissen niemals belasten, wenn ich anders handele, wie die Formel lautet. Kann Gott den Eid anerkennen, der von Ungläubigen, die Gott offen bekämpfen, formuliert wurde? Dürfen Menschen dazu gezwungen werden, Gott als Zeugen anzurufen, was gegen Gott ist? Nein, dieses ist kein Eid und du bist in keiner Weise verpflichtet, danach zu handeln. Vikar Vasiak hat dir ja



Nach der Vereidigung

damals im Vertrauen auch gesagt, dass der Fahneneid kein Eid im Sinne der Kirche sei und dass man sich nicht verpflichtet fühlen brauche. Also war heute alles Propaganda mit viel Getöse ohne jegliche Gewissensverpflichtung. Aus diesen Gedanken ruft mich die Pfeife des UvD zum Essen heraus. Ach, was ist es mir jetzt schwummerich im Kopf. Ich muss mich doch sehr stark erkältet haben.

Zur Feier des Tages haben wir heute unseren ersten Ausgang. Natürlich nur unter der Begleitung eines Vorgesetzten. Damit keiner auf eigene Faust gehen kann, hat man uns noch keine Soldbücher gegeben. Aber was ist mir schlecht.

Der erste Ausgang

Die Beine wackeln mir. Der kalte Schweiß tritt mir vor die Stirn. Ich fasse jetzt einfach Mut. Das ist gar nicht so einfach nach meiner Niederlage vom Vortag.

Hacken zusammen, so stehe ich in der Schreibstube und melde dem Spieß: Kanonier Rüter bittet den Hauptwachtmeister ihn vom Ausgang zu befreien, da er sich sehr krank fühlt. Der Spieß schaut mich unter den Augenbrauen her an, zögert einen Augenblick. Dann springt er wie ein wildgewordener Stier auf mich zu. Ich bleibe stur stehen. Sein feuchter heißer Atem kommt mir ins Gesicht. Ich verstehe nur: " Gestern war es ihm nicht

genug mit der Nacherziehung bestraft zu werden, da erlaubt er sich heute noch die Frechheit, vom Ausgang befreit zu werden. Marsch raus. Sie gehen mit.“ Was sonst noch für ein Schimpfwortschwall kommt, kann ich nicht verstehen. So überschlagen sich die Worte des Spießes. So schlecht ist es mir auch. Deshalb weiß ich gar nicht richtig, was mir geschieht und aus reinem Trotz will ich es gar nicht wissen.

So stehe ich nun im Ausgehanzug mit der Schildmütze auf dem Kopf und warte mit dem Kameraden in der Stube auf den Pfiff zum Abmarsch. Ich muss immer den Kopf in die Hände stützen. Da kommt der Pfiff. Wir werden eingeteilt. Unsere Begleiter sind Oberkanonier Hohlfelder, Uffz. Maars und Wachtmeister Martin. Sie „schämen“ sich ja, mit uns in die Stadt zu gehen. Deshalb setzen sie uns in die Straßenbahn und fahren mit uns zur „Waldschänke“ außerhalb Aachens. Die Straßenbahn müssen wir selbst bezahlen und jetzt geben auch noch einige von uns für diese „Ausführer“ eine Runde aus. Ich eben nicht, die bekommen nichts von mir. Ich habe solchen Durst, dass ich gleich ein paar Glas Biere trinken muss. Dann lege ich mich in den Schatten auf eine Wiese. Schmitz habe ich es gesagt. Er will mich rufen, wenn es ab geht. So schlafe ich sofort ein.

Ach, was mögen das nur für hohe, schöne Bäume sein, die so kühlen Schatten spenden? Und was waren da so viele Menschen? Alle sonntäglich angezogen. Nun, es sind ja Kinder, die Ringen spielen. Da kommt eine auf mich zu und reicht mir ein Glas Wasser. Ich kenne doch dieses Mädchen, und doch weiß ich nicht, wer es ist. Sie reicht mir das Glas. Ich trinke, trinke und trinke immer wieder. Doch der Durst wird nicht gestillt. Jetzt reicht mir eine andere das Wasser. Wie ist das nur. Ich habe sie nicht kommen und gehen sehen. Aber ich trinke und trinke und bekomme immer mehr Durst. Brumm, Brumm, Brumm geht es jetzt. Was ist das denn nur? Die Bäume fallen um, ohne dass einer sägt. Immer näher fallen sie. Da, jetzt stößt

mich ein Stamm an die Schulter. Ich will laufen, kann aber nicht. Will noch einmal aufspringen, es geht wieder nicht. Die fallenden Stämme schütteln mich schon wieder. Um mich ist alles verwüstet. Immer schüttelt es mich wieder. Ruf dich da nicht einer? Ja, ich bin ja in Aachen und Schmitz steht neben mir. Ach was habe ich Durst. Ich reibe mir den Schlaf aus den Augen. Was ist mein Kopf so schwer? Aber nur der Durst. Schnell trinke ich noch eine Flasche Sprudel. Dieses Trinken löscht doch etwas den Durst, nicht wie eben das Wasser im Traum. Hoppla hopp geht es nun in die Wirklichkeit zurück und in die Straßenbahn. Auch da schlafe ich sofort ein und beim Umsteigen muss man mich jedes Mal wecken. Wie lange ich bei der Waldschänke geschlafen und geträumt habe, weiß ich nicht. Die Straßenbahn hält nun vor dem Kasernentor. Gott sei Dank, nur noch 200 m, dann habe ich Ruhe. Ich schleppe mich nur so durchs Tor. Gut ist nur, dass wir nicht marschieren brauchen. Sofort ziehe ich mich aus. Ich muss ins Bett. Schmitz und Fleitmann hängen mein Zeug in den Spind. Mit Mühe ziehe ich mich ins Bett. Ein Glück, dass ich liege.

Krankmeldung

Ein Pfiff: „Aufstehen!“ So beginnt der Freitag, 18. April 1941. Ich komme nach einer unruhigen Nacht kaum zur Besinnung. Ich bin wieder durchnass geschwitzt. Das wechselte in der letzten Nacht immer. Dann Schüttelfrost und dann wieder schwitzen. Jetzt ist der Hals bald ganz zu und die Kopfschmerzen. Es ist gut, wie der UvD sofort wieder raus ging, damit er nicht sieht, wie ich aus dem Bett krieche. Ich sage allen auf der Stube, mich krank zu melden, sobald der UvD. kommt. „Achtung! Stube 49 alles gesund,“ höre ich Pelster melden. Der UvD will gerade wieder gehen, als ich mich eben melden kann: „Kanonier Rüter meldet sich krank.“ Pelster hatte meine Krankmeldung vergessen. In der Schnelligkeit, mit der alles geschehen muss, kann das leicht vorkommen. Trotz der Krankmeldung muss ich noch zwei Stunden Unterricht

mitmachen. Gehört habe ich nichts und auch nichts begriffen, so musste ich mit mir kämpfen. Auffallen darf ich nicht, sonst heißt es noch: 20 Kniebeugen oder Schemel in Vorhalte. Das halte ich nicht aus. Ich bin froh, dass der Unterricht ohne Probleme verging. Ich bin direkt zum Krankenrevier, ein Platz ist noch frei. Ich setzte mich und schlafe sofort wieder ein. Zwei Stunden sollen wir gewartet haben, bis der Arzt kam. Jetzt standen die Soldaten bis zum Flur und warteten. Wieder schlief ich ein. Mein Nachbar weckte mich, als ich zur Untersuchung an der Reihe war. Fieber wurde gemessen, 39,5°. Außer meiner Brust hat sich der Arzt nichts angesehen.

„Sie geben sofort Ihre Sachen auf der Kammer ab und dann kommen Sie wieder hierher. Sie müssen sofort ins Lazarett.“ Fast wie ein Traum höre ich diese Worte vom Arzt. Dann schwanke ich hinaus zurück zum Block.

Mit Mühe bereite ich alles zum Abgeben vor. Alles, was zur Bekleidungskammer kommt, wird einfach in eine Decke geworfen, zusammengebunden und abgegeben. Gewehr und Seitengewehr auf der Waffenkammer hinterlegt. Nun fehlt noch die Bescheinigung des Rekrutenführers und die Abmeldung auf der Schreibstube. Aber, welche Krankheit mag ich nur haben, dass ich in das Lazarett komme? Ich weiß es wirklich nicht. Oft werde ich danach gefragt. Niemandem kann ich eine Antwort geben. Ich weiß es ja selbst nicht. Den Arzt hätte ich auch nicht gefragt. Erstens traute ich mich das nicht, zweitens bin ich auch nicht fähig dazu. Der kalte Schweiß steht mir immer auf der Stirn. Damit ich nicht umfalle, muss ich mich regelmäßig hinsetzen. Gott sei Dank, nun habe ich alles erledigt und bin auf dem Wege zum Krankenrevier.

Wenn jetzt einer entgegenkommt, den ich grüßen müsste? Ich sehe keinen, ich sehe nur noch ganz verschwommen das Revier vor mir. An der Tür muss ich mich erst festhalten. Es geht nicht anders. Wie hat sich mein

Gesundheitszustand doch verschlimmert, wie elend fühle ich mich. Ein Sanitäter bringt mich in das Badezimmer und setzt mich auf einige Decken. Dann schlafe ich wieder. Oh, was tut der Schlaf gut.

Wo bin ich denn jetzt? Man schüttelt mich durcheinander. Die Augen kann ich kaum öffnen. In einem gewissen Unterbewusstsein begreife ich, dass ich auf einer Krankentrage in ein anderes Haus befördert werde. Das Sanitätsauto steht bereits auf der anderen Seite. Ich kann nicht anders, ich muss weiterschlafen.

Man schüttelt mich, man dreht mich, nichts begreife ich. Ich schlafe, nur schlafen, schlafen und noch einmal schlafen. Um mich herum wird alles dunkel.

Die Zunge brennt, die Lippen brennen, „Wasser“, kann ich nur undeutlich hervorbringen. Da bekomme ich sofort Antwort. „Warte, ich schelle.“ Ach, dieses Brennen im Munde, diese Hals- und Kopfschmerzen. Wer ist hier bei Dir, wer gab Antwort? Nun auch noch das grelle Licht. Trotz des Lichtes erkenne ich etwas Bekanntes, eine Schwester, eine Franziskaner-Nonne. „Wasser“, lalle ich wieder. Dann hebt mir die Schwester den Kopf und hält mir ein Glas mit Wasser vor den Mund. So kühl, so wohltuend, so erfrischend die wenigen Schlucke. Ich wollte noch mehr, ich muss mich doch satt trinken. Doch die Schwester wehrt ab, nimmt das Glas mit und geht. Etwas habe ich doch begriffen. In einem weißen Bett liege ich und zwei weitere Betten auf dem Zimmer sind belegt. Ich liege in einem Krankenhaus, in einem Lazarett, wie es jetzt genannt wird. Schon sind der Durst und der Schlaf wieder da. Doch der Schlaf ist stärker und das ist gut so.

Irgendetwas ist umgefallen. Durch den Krach werde ich wach. Durst, Durst. Jetzt ist es hell. Ich kann sehen. Ich greife nach einer Tasse auf dem Nachttisch. Sie ist nicht heiß, aber auch nicht kalt. Gierig trinke ich den

Kaffee. Hätte ich noch weitere Tassen davon. Jetzt merke ich, die Kopf- und Halsschmerzen lassen nach. Ich sehe mich um, meine Bettnachbarn von rechts und links sprechen mich sofort an.

Sieben Wochen im Lazarett

Auch das Putzmädchen, die gerade einen Stuhl umgeworfen hatte, plapperte fleißig mit. So erfahre ich, dass ich Scharlach habe und im Isolierblock 5 des Krankenhauses Goethestraße in Aachen bin. Gestern sei man sehr besorgt um mich gewesen, weil mein Fieber auf 40,5° angestiegen sei. Heute ist das Fieber wieder auf 39° gefallen.

Da kommt auch schon eine Schwester herein. Sie freut sich auch, dass ich das Schlimmste überstanden habe. Nun soll ich essen. Das geht noch nicht. Ich bin übersät mit roten Flecken und müde bin ich noch, ich will nur schlafen.

Erst am dritten Tage meines Lazarettaufenthalts fühle ich mich besser. Aufstehen darf ich frühestens in drei Wochen, das erfuhr ich von den Schwestern. Das Essen schmeckt wieder, doch das ständige Liegen gefällt mir nicht. Doch aufstehen darf ich nicht. Es sei zu gefährlich, schließlich liege ich auf der Isolierstation und könnte mir so andere Krankheiten einfangen.



Peter Kersten

Nach zwei Wochen beginnt die Haut sich abzuschälen, besonders an Händen und Füßen. Erst am 27. Mai, nach fünf Wochen und drei Tagen, darf ich stundenweise aufstehen. In der Zwischenzeit wurde mir mehrere Male Blut für andere Kranke abgenommen. Ebenso zwei Blutsenkungen. Ein Glück, dass keine weiteren Erkrankungen hinzugekommen sind. Meine Zimmerkameraden waren Infanterist Nordhoff aus dem Münsterland und Kanonier Peter Kersten aus der Nähe von Goch am Niederrhein.

Am Freitag, 6. Juni 1941, wurde ich aus dem Lazarett entlassen. Es sollte die schönste Zeit meines Soldatenlebens gewesen sein. Die Pflege und Verpflegung waren hier so gut, dass ich gleich 10 kg zulegte.

Ohne Soldbuch



Zurück in der Kaserne beginnt das Leben gleich wieder mit einem militärischen Erlebnis. Als ich vor sieben Wochen in das Lazarett eingeliefert wurde, besaß ich noch kein

Soldbuch. Deshalb bekam ich bei meiner Entlassung auch nur zwei Scheine ausgehändigt, den Marschbefehl und den Abrechnungsschein des Zahlmeisters.

Mit diesen Bescheinigungen meldete ich mich auf der Schreibstube an. Gleich forderte der diensthabende Uffz von mir das Soldbuch. Es gelang mir nicht, dem Uffz zu erklären, dass es mir noch nicht ausgehändigt wurde. Er startete direkt ein Donnerwetter. Ich erinnerte mich

sofort wieder an den Waffenappell. Durch meine Krankheit war ich bis jetzt vor weiterem Nachexerzieren verschont. So wollte ich auch durch diese Situation kein weiteres erleben.

Daher schwieg ich. Dafür wurde ich zu einem völlig unnützen Weg verdonnert. Ich musste zum Lazarett zurückfahren und das Soldbuch holen. Ich traf dort auf einsichtige Leute und erhielt eine Bescheinigung, dass ich kein Soldbuch bei meiner Einlieferung bei mir gehabt hatte, weil diese noch nicht ausgehändigt wurden. Ich hatte gesiegt. Ich legte diese Bescheinigung auf der Schreibstube vor und er zeigte mir im Gegenzug mein Soldbuch. Weil ich vorläufig noch innendienstkrank geschrieben bin, wird es mir nicht ausgehändigt. Nun musste ich mich vorläufig mit Revierreinigen und anderen Arbeiten beschäftigen. Außer Antreten und Apelle, diese waren auch für die Innendienstkranken Pflicht.

Politisch und militärisch hat sich in der Zeit des Lazarettaufenthalts von Alfons Rüter viel ereignet. Am 6. April 1941 wurde im Rahmen eines Balkanfeldzugs Griechenland und Jugoslawien besiegt. Das von vielen erhoffte Kriegsende ist noch nicht abzusehen.

Reichsminister Rudolf Hess fliegt am 10. Mai 1941 auf eigene Faust nach England und springt mit dem Fallschirm über einem Adelssitz in Schottland ab. Er kam mit einer Friedensidee für England und dem Wunsch, freie Hand für Europa und die Sowjetunion zu erhalten. Diese verrückte Idee brachte ihm 40 Jahre Kriegsgefangenschaft ein, bewahrte ihn aber vielleicht vor der Todesstrafe in den Nürnberger Prozessen.

Die Engländer versenkten am 27. Mai 1941 das größte deutsche Schlachtschiff der Deutschen, die Bismarck, nachdem mit diesem viele Geleitzüge vernichtete wurden und 3.500 Seeleuten das Leben kostete.

Englische Flieger überfliegen Nacht für Nacht deutsches Gebiet und werfen ihre Bomben.

Während des Genesungsurlaubs in der Heimat, am Sonntag, 22.06.1941, startet unter dem Decknamen „Unternehmen Barbarossa“ die deutsche Wehrmacht den Angriff auf die Sowjetunion. Fast 3,7 Millionen Soldaten sollen in einem Blitzkrieg den Osten erobern. Im September 1941 fällt bereits Kiew in die Hände der Wehrmacht. Doch das Desaster nimmt seinen Lauf.

Soldatenflittchen

An einem Samstag zur Besuchszeit kommt ein Mädel auf unsere Stube. Sie konnte etwa 20 Jahre alt sein. Das Gesicht bemalt. Als Hure deutlich zu erkennen. Sie sucht den Kanonier Schütz. Der war zwar Bewohner unserer Stube, hatte aber seinen Ausgang genutzt. Wir saßen gerade zu viert beim Karten spielen. Unsere Laune war gut und somit „hänselten“ wir unseren Gast. Diese ging auf alles ein, schon ihres Berufes wegen. Schon bald wurde uns dieses Weib über und wir schickten es zum Spieß mit dem Versprechen, er wüsste bestimmt, wo sich Kanonier Schütz aufhält. Frech und dreist ging sie in die Stube zum Spieß. Auf leisen Sohlen haben wir gehorcht, was da passiert. Nach wenigen Minuten schloss der Spieß die Stube zu und die junge Dame verdiente sich bei ihm ihren Tageslohn. Ihr war es sicher egal, wie der Freier hieß. Wir sprachen sie auf Keuschheit und Unschuld an. Sie lachte nur. Auch an eine glückliche Familie dachte sie nicht. Bei ihr kam es nur auf den Augenblick und das Geld an.

Dieses war mein erstes Erlebnis mit leichten Frauen. Und wie dumm stand ich ihr gegenüber. Im Elternhaus hatte ich doch nie erfahren, dass es so etwas gab. Darüber sprechen hätte ich zu Hause auch nie gedurft. Jetzt waren solche Versuchungen so nah und die Eltern so weit. Wie soll ich mich denn benehmen, wenn ich in die Fangarme eines solchen Mädchens gelange? Sollte mich dieser Krieg nicht verschlingen, so will ich doch einmal eine glückliche Familie haben. Die Versuchung kann schnell wiederkommen, die Leidenschaft ist groß, was dann? Da kann ich und will ich auch nicht sagen, das kann mir nicht passieren. Ich weiß ja gar nicht, ob ich stark genug bin, den Versuchungen zu trotzen. Erst bin ich zu dumm und ehe ich mich verseehe oder verstehen würde, könnte es zu spät sein. Ach, meine lieben Eltern, was soll ich machen, wenn ich einmal in eine solche Situation gerate? Weshalb habt ihr mich nicht aufgeklärt? Wie konntet ihr mich ohne

dieses Wissen in diese moralisch niedrige Gemeinschaft gehen lassen.

Nun stehe ich da. Der Trotz sagt mir, du darfst niemals die Gelegenheit suchen, dann wirst du auch nicht hineingeraten. Was werde ich noch alles erleben und was mag noch alles kommen? Mein Entschluss soll mich tragen und schützen, dass ich nach dem Krieg eine glückliche Familie haben werde. So werde ich den Gefahren nach Möglichkeit aus dem Wege gehen. Und mein zweiter Grundsatz: Ich gebe mich niemals mit einem Mädels ab, wo ich von vornherein weiß, dass ich sie nicht heiraten kann. Gott wird mir dabei helfen.

Genesungsurlaub

Am 20. Juni 1941 wird mir eine Woche Genesungsurlaub gewährt. Es war mein erster Urlaub als Soldat. Nebenbei auch mein erster Ausgang, den ich seit meiner Soldatenzeit vom 4. April 1941 an, genießen durfte. Ich genoss einfach die wenigen Tage zu Hause.

Die deutschen Truppen hatten inzwischen die russische Grenze überschritten und die Einheit meines Bruders Theodor wurde von Bulgarien nach Schlesien versetzt. Jetzt ist er auch auf dem Weg nach Russland. Wie lange wird dieser Feldzug andauern?

Eigentlich habe ich meine Ausbildung noch vor mir, denn durch den sieben Wochen langen Lazarettaufenthalt habe ich viele Übungen, Unterricht sowie Strapazen und Schikanen versäumt. Nach meinem Urlaub war ich nach drei Tagen wieder dienstfähig. Wie wird es mit mir weiter gehen? Gleich der erste Tag ist die Besichtigung, der Abschluss der Ausbildung in der Kaserne, bevor wir an die Front geschickt werden. Die Besichtigung fand war auf dem Übungsgelände in Aachen-Brand statt.

Ausbildungsabschluss

Wecken war an diesem Tag schon um halb fünf in der Früh. Es blieb wie immer eine Stunde Zeit, um in aller Hast und Eile die Aufgaben zu erledigen. Waschen, Toilette,

Frühstücken und Ausrüstung einpacken. Um halb sechs ist alles marschbereit. Die Geschützbedienung ist einen Tag zuvor ausgerückt. Wir hingegen müssen feldmarschmäßig wie Infanteristen marschieren. „Ein Lied“ usw., marschieren wir in der Frühe durch den Aachener Wald zum Übungsplatz Brand. Jetzt erleben wir eine schön durchdachte Schießung. Die sogenannte Besichtigung sollte eine Prüfung darstellen, bei der jeder zu beweisen hatte, ob er felddienstfähig ist. Wer bei der Besichtigung durchfällt, wiederholt die Ausbildung. Ich wäre da zu 100% durchgefallen, doch vorher wurden wir aussortiert. Wir sind etwa 30 Soldaten, die unter Begleitung von einem Unteroffizier in einem Tannenwald marschieren. In einem Dickicht müssen wir uns verstecken. So gegen Mittag wurden wir aus dem Wald herausgerufen. Die Musterung war beendet. Wir waren alle felddiensttauglich. Aber wie?

Die Besichtigung war als Prüfung angesetzt. Doch wird es niemand erleben, dass in der deutschen Wehrmacht ein Rekrut durchfällt. Wie das bewerkstelligt wurde, zeigt gerade mein erlebtes Beispiel.

Das Schwindeln scheint das Prinzip unserer Führung zu sein. Beim Abmarsch vom Gelände in Aachen-Brand wurden wir wieder in die Gruppe eingegliedert und mussten mitsingen. Der Einmarsch in der Kaserne erfolgte mit dem Lied: „*lauter Lügen*“, wie es die Soldaten nannten. Mit der Besichtigung ist die eigentliche Rekrutenzeit beendet. Das heißt, wir sind jetzt schon „alte Soldaten“. Doch das Exerzieren fällt mir schwer. Durch einen Muskelkater schmerzen mir alle Glieder. Ich war nichts mehr gewohnt und jetzt auf einmal das Tempo auf dem Kasernenhof. Weil ich nun auch nicht alle Befehle umsetzen konnte, musste ich viele Extrarunden drehen. Schließlich hatte ich mehr als die Hälfte der Grundausbildung durch Krankheit und Urlaub versäumt. Beim Geschützexerzieren gab es viele blaue Flecken an Beinen und Oberschenkeln. Die Eisenteile am Geschütz waren hart und jede Flanke glückte auch nicht sofort, um in den

richtigen Sitz zu kommen. Glücklicherweise waren es nur drei Tage, dann marschierten wir zum Schießstand.

Es musste noch eine Bedingung erfüllt werden. Jeder Soldat hatte in seiner Ausbildungszeit eine gewisse Anzahl Schüsse auf dem Schießstand zu schießen und dabei anteilig Ringe zu treffen. Liegend aufgelegt, liegend freihändig, kniend freihändig, stehend aufgelegt und stehend freihändig waren die Bedingungen. Heute musste ich zum ersten Mal mit einem Karabiner schießen. Wie ging es auf dem Schießgelände zu? Gar kein militärischer Ton mehr. Es war ganz ruhig und ging sehr solide zu. Wir wurden auf die einzelnen Stände verteilt. Soweit ich mich erinnere, waren im Aachener Wald 12 Schießstände angelegt. Zuerst wurde die letzte Bedingung für die ausgebildeten Soldaten geschossen. Stehend-freihändig. Das Wetter war diesig, aber trocken. Die ersten Schüsse hallten schon im Walde wider. Die Unteroffiziere und Wachtmeister stellten sich zu uns und unterhielten sich mit uns. So etwas war nur auf dem Schießstand gestattet. Alles sollte ruhig sein, damit sich niemand aufregte und evtl. vorbei schoss oder ausrastete.

Nun folgte auch mein erster Schuss. Ich hatte zu Hause des Öfteren mit einem Luftgewehr geschossen und auch beim Preisschießen mit Zimmerstutzen (Kleinkaliber) Preise geholt. Aber mit einem Karabiner hatte ich noch nie geschossen.

Der erste Schuss war fort und irgendwo in der Gegend gelandet. Was ich meldete, weiß ich nicht mehr. Auf jeden Fall setzte der Uffz einen Spiegel auf das Visier. Jetzt erfuhr ich erst, dass bei einem Karabiner nur gestrichen Korn genommen werden darf. Der zweite und dritte Schuss saß schon besser und mit den weiteren 12 hintereinander erfüllte ich die Schießbedingungen besser als nötig.

Gegen Mittag marschieren wir wieder vom Schießstand zur Kaserne. Der gute Ton war wie weggeblasen, die Uffz und Offiziere fanden den typischen militärischen Ton zurück. Mit einem Lied sollten wir aus dem Schießgelände marschieren. Wie es aber nun einmal so ist, das Lied klappte eben nicht.

*Es ist so schön Soldat zu sein, Rosemarie,
Nicht jeder Tag bringt Sonnenschein, Rosemarie,
Doch du, du bist mein Talisman, Rosemarie,
Du gehst in allem mir voran, Rosemarie.
Soldaten sind Soldaten In Worten und in Taten,
Sie kennen keine Lumperei
Und sind nur einem Mädels treu, Valleri, Valleralle ralle ra!
Rosemarie.
2. Zwei Jahre sind so schnell dahin, Rosemarie,
Und wenn ich wieder bei dir bin, Rosemarie,
Dann küß ich dich und sage dir, Rosemarie,
Von nun an, Schatz, gehörst du mir, Rosemarie.
Soldaten sind Soldaten
3. In Treue fest für immerdar, Rosemarie,
Geh 'n beide wir zum Traualtar, Rosemarie,
Und reichen uns zum Bund die Hand, Rosemarie,
In Treue fest fürs Vaterland, Rosemarie.
Soldaten sind Soldaten*

Jetzt war die Ruhe gänzlich vorbei. Gasalarm, hinlegen, robben usw. Auf diese Art legen wir dann den zwei Kilometer langen Rückweg zurück. Wir waren nur noch als Lehmklumpen zu erkennen und trotz des feuchtkalten Wetters durchnass geschwitzt. Nachmittags um zwei Uhr musste alles wieder sauber beim Appell stehen. Wir man es alles so geschafft hat, weiß ich heute nicht mehr. Appelle gab es für viele Anlässe, von den Waffen bis zur Zahnbürste. Letztere konnte auch schon mal nach der Stimmung des Unteroffiziers zum Reinigen des Flurs herhalten.

Der erste Ausgang

An dem darauffolgenden Sonntag hatte ich zum ersten Mal Ausgang. Ich verbrachte den Tag mit Fleitmann aus Soest. Er hatte zwar Abitur und ich nicht, wir hatten jedoch viele gleiche Interessen. Fleitmann hatte Aachen schon

besichtigt, trotzdem zeigte er mir die Sehenswürdigkeiten. Mitten im Herzen Aachens war das Theater. Ein wirklich repräsentativer Bau. Mich interessierte aber besonders der Dom. Wie gebannt stand ich unter dem Mosaik der großen Kuppel. Was für eine Kunst, wie diese abertausend kleinen farbigen Steinchen zu einem Gemälde zusammengefügt wurden. Ein Thronsessel war noch zu sehen. Doch das Wertvollste, der Krönungssessel Karl des Großen, war nicht zu sehen. Er war mit Sand und Brettern verkleidet. Dieser Verschlag sollte ihm als Bombenschutz dienen. In der Schatzkammer des Domes war auch nichts Wertvolles mehr zu sehen. Es wurde bereits in unbekannte Orte ausgelagert, um es vor Luftangriffen zu schützen. Alles in allem, wenn auch nicht alles zu sehen war, so hat doch der Dom, dieses Bauwerk zu Ehren Gottes, schon Jahrhunderte überdauert. In verschiedenen Bauabschnitten gebaut und von Generationen, von denen niemand mehr spricht, erweitert und erhalten. Dieses hat bei mir einen tiefen Eindruck hinterlassen. Heute denke ich noch voller Ehrfurcht daran zurück und hege den Wunsch, ihn noch einmal zu sehen.

Wir hatten keinen verlängerten Urlaub und mussten auch an diesem Abend pünktlich um 22 Uhr auf den Pritschen liegen. Es machte uns nicht viel aus. Wir schlenderten noch etwas durch Aachen und tranken noch ein Glas Dünnbier. Das Grüßen auf der Straße wurde uns zuviel. Vom Uffz aufwärts musste jeder Dienstgrad begrüßt werden, der uns begegnete. In Aachen waren es eine ganze Menge von Offizieren, die an einem Wochenende den Ausgang nutzten, denn allein in Aachen gab es fünf große Kasernen. Da lässt sich leicht vorstellen, dass die Hand mehr an der Mütze war, als dass man in Ruhe hätte über die Straße gehen können.

Zum Abmarsch bereit

Am Montag begann der Tag für uns um drei Uhr in der Früh. Das Packen begann. Decken, Zeltplane, Drillingsanzug, das

zweite Paar Schuhe usw. wurden zusammengepackt. Die kleinen Socken, Rasierzeug, Waschzeug, Verpflegung usw. kamen in das so genannte Sturmgepäck, was wir selbst tragen mussten. Um vier Uhr war Antreten. Dem Abteilungskommandeur wurde gemeldet: „1. und 2. Batterie angetreten, zum Abmarsch bereit.“ Die 3. Batterie war bereits aufgelöst und ins Feld abgerückt. Die beiden Häuserblocks waren schon seit einigen Wochen leer. Wir marschierten aus dem Kasernentor zum dreitägigen Marsch von Aachen zum Truppenübungsplatz Köln-Wahn. Über Düren bis Gürzenich. Die Sonne schien heiß. Nach den ersten 15 km waren meine Füße bereits wund. Kein Wunder, erst vor wenigen Wochen hatten sich die Füße ganz geschält durch den Scharlach. Jetzt konnte diese frische Haut unmöglich diese Strapazen überstehen. In jedem Ort musste gesungen werden. Die Bevölkerung stellte Eimer mit Wasser an die Straße, damit wir im Vorbeigehen mit dem Becher eben hineinfassen konnten, um zu trinken. Erst gegen Mittag gab es Marscherleichterung. Wir durften den obersten Knopf an der Feldbluse öffnen. Angeblich sind wir an diesem Tag 40 km marschiert. Es waren sicher die sogenannten Gummi-Kilometer. Die wurden immer länger, je weiter man kam.

Als wir in Gürzenich ankamen, waren wir alle fertig. Einige von unserer Batterie blieben schon vor Erschöpfung liegen. Der Militärarzt entschied, ob sie auf einen Wagen des Trosses steigen durften. Wenn nicht, mussten sie schnellsten wieder nach vorn in die Reihe. Machten sie es nicht, dann war es Befehlsverweigerung. Was darauf stand, wusste jeder. Also in Gürzenich war es kein Marschieren mehr, sondern ein Schleppen. Trotzdem musste mit Gesang einmarschiert werden. Vor der Kirche folgte der Halt. Alle Kranken sollten sich in einer Stunde in der Wirtschaft melden. Dann folgte die Arbeit der Quartiermacher. Ich kam allein zu einer Familie in ein kleines Häuschen. Es war ein sehr nettes älteres Ehepaar mit einer Tochter, vielleicht 20 Jahre alt. Jedenfalls war mein Quartier gut 500 m von der Kirche und Feldküche

entfernt. Zunächst ging es ans Waschen. Vor Staub und Schweiß konnte ich mich nicht mehr erkennen. Eine Wasserleitung hatte Gürzenich nicht. Deshalb ging es unter die Pumpe. Meine Füße, oder besser gesagt, was von ihnen übrig war, stachen wie tausend Nadeln bei jedem Auftreten. Als ich mich gewaschen und gegessen hatte, war ich nicht mehr in der Lage, zur Feldküche und zum Arzt zu gehen.

Meine Füße waren eine große Blase, alles war wund. Mit wenig Hoffnung auf einen besseren Tag ging ich früh zu Bett. Herrlich, ein Einzelzimmer mit einem schönen Feldbett. Geschlafen habe ich wie ein Murmeltier. Man hätte mich forttragen können, ich hätte es nicht bemerkt. Deshalb hatte auch meine Quartierswirtin regelrecht an der Tür trommeln müssen, bis ich Antwort gab. Zu den wunden Füßen kam jetzt noch ein ausgewachsener Muskelkater hinzu. Schnell gewaschen, etwas gegessen und dann los. Um fünf Uhr mussten wir vom Schulplatz abmarschieren. Natürlich habe ich mich bei den Quartiersleuten für die freundliche Aufnahme bedankt. Krankmeldungen gibt es heute Morgen nicht. Wer krank war, musste gestern zum Arzt gehen. Der Arzt sowie die anderen Herren schliefen noch und reisen später mit PKWs nach. Alle anderen Herren von der Führung ebenso. Abwechselnd marschierte immer nur ein Uffz vor uns her. Und wir? Wir sollten hart werden. Ich ging wie auf rohen Eiern. Nur wenigen ging es gut. Trotzdem mit Gesang: „Fern bei Sedan...“ marschierten wir aus Gürzenich.

Mittagspause war auf dem Schulplatz einer kleinen Ortschaft. 2 Stunden Pause. Ich sehe den Arzt und gehe auf ihn zu. Als ich mich krankmelde, brüllt er mich zuerst an, dann wollte er doch meine Füße sehen. Gesagt hat er nur noch: „Melden sie sich beim Hochturm, dass Sie fahren können. Eine Bescheinigung gab er mir noch mit. Ich lief regelrecht im Blut.“

Die Socken waren vom geronnenen Blut schon hart. Es war alles so verschmiert, dass ich die Wunden nicht mehr sehen konnte. Die größte Katastrophe war, die Schuhe wieder anzuziehen. Als der Marsch wieder weiter ging, durfte ich auf einen Wagen des Trosses. Aber immer noch Haltung bewahren. Gewehr zwischen die Beine und über die Schulter. Kopf hoch. Ich brauchte nicht mehr zu laufen. Unser Marschziel des zweiten Tages war eine Ortschaft etwa 15-20 km vor Köln. Wieder hatte ich alleine ein Quartier, bei einem eingefleischten ca. 50-jährigen Junggesellen. Er war selbst Soldat gewesen. Daher musste ich mir abends seine Geschichte anhören von Verdun, Marne usw. Ich bekam wieder mein eigenes Schlafzimmer in einem schon weiß überzogenen Bett. Alles machte sich der Junggeselle selbst. Waschen, kochen und sogar ein Schwein füttern. Das schaffte er neben seiner Arbeit als Schreiner Geselle. Mir kam es vor, als wäre ich Gast bei Wiegelmans Jupp (Klüngel) gewesen.

Nachdem ich mir die Füße kalt gewaschen hatte, musste ich mich wohl oder übel heute bequemen, den Arzt aufzusuchen. Natürlich zur vorgeschriebenen Zeit. Die Füße sahen böse aus und deshalb musste sie ein Sanitäter verbinden und verkleben. Socken brauchte ich nicht mehr. So dick war der Verbandsstoff. Am nächsten Tag brauchte ich nicht zu laufen. Weil es schon so viel Fußkranke gibt, kommen zwei LKWs und bringen die Fußkranken nach Wahn. Morgens um fünf Uhr müssen wir uns in der Dorfmitte einfinden. Die Fußkranken dürfen austreten und die anderen marschieren ab. Natürlich nur die vom Arzt ausgesuchten Fußkranken.

Es ist nun einmal so. Die Hälfte seines Lebens steht der Soldat vergebens. Über 2½ Stunden müssen wir herumstehen, bis die Autos kommen. Von wegen viel Sitzen oder Liegen. Haltung bewahren. Schade, diese 2½ Stunden hätten wir doch noch so schön schlafen können.

Jeweils 20 Mann kommen auf einen LKW. Die Seitenplanen werden verschlossen, keiner darf wagen, das Verdeck zur

Seite zu schieben und mal nach draußen zu sehen. Wir werden gefahren wie Gefangene im eigenen Vaterland. Ein Uffz ist zur Bewachung bei uns.

So sehen wir nichts von der Gegend und nicht, wo wir den Rhein überfahren. Wir sind sehr früh im Truppenübungsplatz Wahn. Unser neuer Aufenthalt ist das sogenannte Südlager. Es ist ein Barackenlager. Nur die Unterkünfte für die Offiziere und das Revier sind Steinbauten. Jeder sucht sich schon eine Pritsche. Das Vorkommando weist ein. Das Neueste konnten sie uns auch berichten. Wir waren direkt platt. Heute Morgen hatte uns Spieß H_mann noch angeschnauzt und uns Fußkranke noch teuflisch ausgelacht. Pfui, dieses bösertige teuflische Lächeln des Mannes. Nun allerdings grinsen wir und freuen uns aufrichtig. Spieß H_mann ist auf dem Marsch mit einem Auto abgeholt und plötzlich zu einer Feldtruppe versetzt worden. Er soll kreidebleich gewesen sein. Wo er nun ist, weiß keiner. Es wird aber vermutet, dass die Versetzung mit dem kleinen Kanonier aus Stube 50 im Zusammenhang steht.

Neue Führung

Unser neuer Spieß ist jetzt Oberwachtmeister Pfannenschmidt. Ich kann es gut mit ihm und freue mich über den Wechsel.

Am späten Nachmittag kam die Truppe anmarschiert. Jetzt waren alle total fertig. Schon kurze Zeit später mussten wir Fußkranken zum Revier. Drei Tage bettlägerig war mein Urteil. Nach einer kurzen Abmeldung auf der Schreibstube ging es auf die Pritsche. Unter einigen großen Blasen am Fuß hatte sich inzwischen Eiter angesammelt.

Die drei Tage waren sehr schön verlaufen. Mich hatte ja niemand gestört. Nun war ich innendienstkrank. Meine gesunden Kameraden mussten täglich in den Wahner-Sand zu

Schießübungen. Der erste Tag meiner Innendienstkrankheit war mit Revierreinigen und Hose aufbügeln für Spieß Pfannenschmidt gut verlaufen. Am nächsten Morgen werde ich in die Schreibstube gerufen und persönlich vom Spieß empfangen. Gerade erhalte ich den Befehl zu meiner schönsten Militärzeit.

Ich wurde Bursche des Oberleutnant Bolle und Leutnant Schwabe. Teils hatte ich noch einen dritten Offizier zu betreuen. Gleich zog ich um in das Offiziersheim. Auf der Bruschenstube waren wir zu dritt. Einer war aus Viersen bei Mönchengladbach und der andere aus Duisburg. Ein jeder hatte seine Offiziere. Unsere Arbeit war folgende: Abends sagten uns die Offiziere, wann sie geweckt werden wollten. Wir melden dieses der Telefonwache. Morgens wurden wir per Telefon geweckt, warfen dann die Offiziere pünktlich heraus und putzten jedem die Stiefel. Dann konnten wir noch ein paar Stunden schlafen.

Meist fingen wir gegen neun Uhr mit der Arbeit an. Dazu gehörten Zimmer und Betten fertig machen, sowie Korridor und Toilette reinigen. Mit dem Letzteren wechselten wir uns ab, weil unsere Offiziere alle auf einem Flur waren. Mittags ging ich bei der Batterie essen und brachte die Post mit. Sehr oft war die Tagesarbeit dann schon getan. Sonst kam höchstens abends noch einmal Stiefelputzen und eventuell die Reinigung der Uniform sowie glattbügeln dazu. Es war einfach ein herrliches Leben. So hätte ich es den ganzen Krieg über ausgehalten. Den Truppenübungsplatz konnten wir nicht ohne Sondergenehmigung vor 17 Uhr verlassen. Mir lag auch nichts daran. Auf unserer Stube war es immer am schönsten. Wir drei gingen freiwillig in unsere „Gefangenschaft“. Auf unserer Stube herrschte kein militärischer Ton und hier störte uns niemand. Draußen waren einfach zu viele Uffz und Offz. In diesen Tagen habe ich auch des Öfteren unseren Ex-Spieß H_mann gesehen. Er marschierte mit seiner Kolonne an unserem

Block vorbei. Man hatte ihn als Oberwachtmeister zum Afrikachor versetzt. Es gefiel ihm aber nicht. Gut und recht war es aber, wir freuten uns.

Angeschwärzt

Wie immer, geht die schöne Zeit zu schnell um. Zum Rückmarsch wurden wir nicht verladen, brauchten auch nicht zu marschieren. In einzelnen kleinen Gruppen führen wir mit fahrplanmäßigen Zügen zurück nach Aachen. Unsere Gruppe führte ein Oberkanonier aus der Schreibstube. Ein feiner Kerl. Wir waren auch zufällig als letzte und einzige Gruppe unterwegs. Deshalb besprachen wir mit unserem Oberkanonier, nicht sofort zur Kaserne zu gehen, sondern uns erst einmal Aachen anzusehen. Der Bombenangriff während unserer Abwesenheit sollte ganze Straßenzüge zerstört haben. Gesagt getan. Wir suchten eine kleine Wirtschaft auf und legten unser Gepäck ab. Einer blieb freiwillig zur Wache bei unserem Gepäck, denn mit Gepäck und Gewehr durften wir nicht durch die Straßen laufen.

Luftangriffe auf Aachen

Der erste Luftangriff auf Aachen fand schon kurz nach Beginn der Kampfhandlungen gegen Frankreich am 12. Mai 1940 statt, ein Mensch starb. Von nun an trafen immer wieder Luftangriffe die Stadt. Bei 64 kleineren und fünf großen Angriffen in der Zeit vom 12. Mai 1940 bis zum 12. September 1944 starben insgesamt 2.364 Personen, über 2.000 wurden verletzt. Der erste große Luftangriff traf Aachen am 9./10. Juli 1941. Vor allem Produktionsstätten wurden in dieser Nacht von 30 Bombern angegriffen, 60 Menschen starben.

Was war in diesen Wochen aus der Innenstadt Aachens geworden? Neulich sahen wir noch schöne Geschäftshäuser, Cafés und Hotels, heute sind es Trümmerhaufen. Es sollen auch viele Tote in der Bombennacht gewesen sein. Dazu gibt es unterschiedliche Diskussionen, die einen reden von 40, die anderen von über 100 Menschen, die in nur einer Nacht ihr Leben verloren haben. Doch die Wahrheit werden wir als einfache Soldaten nie erfahren.

Wir sind etwa eine Stunde durch die Stadt gelaufen, bis wir wieder zur Wirtschaft zurückgekehrt sind. Was war da los, oh Schreck. Fünf, sechs Soldaten in Stahlhelm. Sogar ein Offizier dabei. Eine Wehrmachtsstreife hatte uns gefasst. Wir durften unser Gepäck nicht verlassen und hätten auch sofort zur Kaserne gehen müssen. Wir wurden sofort nach Erfassung der Soldbücher in die Kaserne zurückgeschickt. Nun ja, drei Tage Bau bei Wasser und Brot sollen wohl fällig sein.

Der Wirt hatte uns in diese Situation gebracht. Weil Gäste in die Wirtschaft kamen, störte unser Gepäck den Geschäftsbetrieb. Er hatte deshalb die Streife gerufen und so sind wir in die Patsche geraten. Wir waren echt sauer auf den Wirt, eine Schlechtigkeit uns Soldaten gegenüber.

Noch am gleichen Tag folgten die Verhöre durch den Batteriechef. Am nächsten Tag hieß es mittags beim Appel, „Stillgestanden! Ich bestrafe den Oberkanonier Horst Meier zu drei Tagen strengem Arrest, weil er seiner soldatischen Pflicht nicht nachgekommen ist. Das war alles. Wir hatten auf unsere Namen gewartet, doch sie wurden nicht gerufen. Horst M. hatte sich doch freiwillig gemeldet, unser Gepäck zu bewachen, er musste für uns alle büßen. Er hat die drei Tage ganz gut überstanden, denn was wir ihm im Bau zustecken konnten, haben wir getan.

Ich musste nachmittags zum Offiziershaus gehen. Sie wohnten außerhalb der Kaserne in einem beschlagnahmten Badehaus. Ein herrliches Haus in einem schönen Park gelegen. Die Flure und Treppen mit dicken Läufern ausgelegt. Die Zimmer auf das Bequemste eingerichtet. Hier ließ es sich schön wohnen. Ich durfte die Zimmer der Offiziere herrichten, dann war ich entlassen.

Wir wurden jetzt abgelöst, die neu abgestellten Burschen übernahmen ihr Amt. Für mich begann der Kasernendienst wieder.

Lange sollte dieser aktive Dienst nicht mehr für mich sein. Es war überhaupt nicht mehr so schlimm mit dem Dienst. Die Ausbildung war zu Ende. Die Ausbilder machen sich einen schönen Lenz.

Anfang August 1941 wurden die ersten von unserem Ausbildungslehrgang zur Feldtruppe abgestellt. Urlaub gab es zu der Zeit nicht mehr, es wurde eine allgemeine Urlaubssperre verhängt. Urlaub gab es nur als Genesungsurlaub oder für kasernierte Truppen. Deshalb hatte ich bereits nach dem Marsch in Köln-Wahn nach Hause geschrieben, sie möchten schnellstens den Urlaub für mich beantragen.

Ernteurlaub

Meine Eltern stellten den Antrag beim Ortsbauernführer über die Kreisbauernschaft zum Wehrbereichskommando an die Truppe. So geschah es dann auch, ich erhielt von der Schreibstube Bescheid, ich könne meinen Urlaubsschein abholen. Ich war froh, dass alles wie „am Schnürchen“ klappte.

Ich durfte die Kaserne erst nachmittags verlassen. Mir war bewusst, dass ich an diesem Tag nicht mehr nach Hause kommen würde. Das war halb so schlimm. Die freiheitliche Luft, es lässt sich viel leichter atmen. Jedenfalls bekam ich noch einen Zug bis Düsseldorf. Im Bahnhofsbunker schlief ich dann auf einer Pritsche und am anderen Mittag war ich zu Hause in Wulmeringhausen. Es war Donnerstag, der 7. August 1941.

Über meinen Urlaub gibt es nicht viel zu berichten. Ich freute mich, dass ich zu Hause war und ich einfach für 14 Tage frei war.

In der Landwirtschaft gab es viel zu tun. Wir wollten den Roggen mähen und die Felder in Ordnung bringen. Die ersten Tage vergingen wie im Flug mit vielen Gesprächen und Klüngelarbeiten. Für Dienstag, 12. August, war dann Roggen mähen angesagt. Das Wetter ideal für die Arbeit

auf dem Felde, schönster Sonnenschein. Vorher wollte ich noch mit dem Opa den Stall mit Kalk weißeln und begab mich voll in die Arbeit.

Gegen 11 Uhr kam meine Schwägerin Maria von der Post und überreichte mir ein schicksalhafteres Telegramm: „Sofort zur Truppe zurück, bis spätestens 13. August um 12 Uhr.“ Textende. Wie versteinert soll ich stehen geblieben sein, sagte mir später Maria. Vielleicht habe ich auch geweint, es dauerte eine Weile, bis ich mich wiederfand. Nun ja, es war nichts daran zu ändern. „Höhere Gewalt“, durch Menschen geschaffen. Der Stall wurde noch zu Ende geweißelt, dann gab es noch ein paar ruhige Stunden zu Hause. Mit den Eltern wurde dies und das noch besprochen. Sobald das Thema auf den kommenden Einsatz wechselte, wich ich aus und brachte meist ein anderes Thema ein. Es erzeugte in mir ein großes Unbehagen, darüber zu sprechen, was mir die ungewisse Zukunft bringen sollte. Ich wollte und konnte darüber nichts hören, Für mich stand jetzt fest, es ging zu Feldtruppe.

Gegenüber meinen Eltern vertrat ich die Ansicht, es sollte ein weiterer Ausbildungslehrgang beginnen, und den müsste ich ja mitmachen. So gingen diese wenigen Stunden schnell vorbei. Abends gegen halb acht nahm ich dann Abschied von den Eltern, vom Dorf, von der Heimat. Vielleicht für immer? Vielleicht sehe ich alles niemals wieder? Vielleicht verschlingt mich auch der Krieg? Vielleicht kehre ich als Krüppel wieder heim? Vielleicht kann ich die Berge des Sauerlands nie wieder besteigen und in die Ferne sehen. Vielleicht werde ich blind und kann nichts mehr sehen?

Vielleicht - Vielleicht - Vielleicht???

Ich marschierte mit wackeligen Knien zum Bahnhof. Es sind nur wenige hundert Meter, doch an diesem Abend kam mir der Weg endlos vor. Die Gedanken kreisten, denn ich wollte auf keinen Fall zurück in die Kaserne und auf keinen Fall in diesen verdammten Krieg. In jeder Höhle, in jedem Schuppen sah ich ein Versteck, um diesem Krieg

zu entgehen. Doch was mit Fahnenflüchtigen passiert, war inzwischen hinreichend bekannt. Schnellurteil mit Todesstrafe, Hinrichtung auf jeden Fall. Im Krieg habe ich vielleicht eine Chance zu überleben. Ich ging weiter am Wasser entlang bis zum Bahnhofsgebäude und wartete dort noch einige Minuten auf der Bank auf Bahnsteig 1 Richtung Bestwig. Der Zug hatte nur wenige Minuten Verspätung an diesem Tag. Auf dem Lande gab es bisher nur wenige Bombenangriffe, die Gleise waren noch sehr gut im Schuss.

Schnaufend bewegt die Dampflok den Zug vom Bahnsteig fort. Auf der rechten Seite suche ich einen Platz auf der Holzbank und öffne das Fenster. Der Zug fährt nur wenige Meter an meinem Elternhaus vorbei. Es befindet sich auf einer Anhöhe und von oben winken meine Eltern mir zu.



Wulmeringhausen ca. 1935

Der Blick schweift nach links zu meiner Heimatkirche und ich hatte das Bedürfnis zu beten. Ja, zu beten. Das Gebet hielt die aufkommenden Tränen zurück. Nur nicht nach außen zeigen, was in mir vorgeht. Weshalb das alles? Weshalb nur?

Suche einmal mit einer Mistgabel nach einem Wurm. Du wirst ihn nicht gleich treffen. Er wird aber gleich

aufgeregt und bäumt und krümmt sich. Es ist seine Art sich zu schützen. Er versucht mit aller seiner Kraft, sich zu retten. Er wächst über sich hinaus und ist viel schneller in der Erde als üblich. Er hat nur einen Trieb, und zwar sein Leben zu retten. So ist es bei den niedrigen Lebewesen. Und wie ist es bei uns, den höchsten Lebewesen?

Bin ich jetzt in der gleichen Situation wie der Wurm? Sollte ich mich jetzt aufbäumen? Sollte ich jetzt auch meinen Gefühlen folgen? Sind wir Menschen denn weniger Wert als dieser Wurm? Bin ich jetzt der Spielball des Schicksals? Ich habe nur eine Hoffnung, dass mich die göttliche Vorsehung leiten kann. Daran glaube ich gerade, immer wieder und ganz fest.

In Bestwig steige ich in einen D-Zug nach Aachen um. Bis zur zweitletzten Station, Düren, ließ man mich in Ruhe. Für D-Züge galt ein Verbot für Soldaten, zumindest für Mannschaftsgrade. Doch mein Telegramm hatte mich bisher gerettet, die Kontrolleure ließen mich im Zug. Doch nicht dieser Schaffner, der in Köln den Wagen übernommen hatte. Ein dicker, sehr unangenehmer Typ verlangte von mir, von Düren aus einen Regionalzug zu nehmen und nach Aachen zu fahren. Kurzerhand verließ ich in Düren den Zug und konnte unbemerkt ein paar Wagen weiter vorne wieder einsteigen. Die letzte halbe Stunde kam ich dann ohne Kontrolle bis Aachen.

Im Wartesaal traf ich Fleitmann aus Paderborn, meinen ersten Stubenkameraden. Kurzerhand beschlossen wir, um Mitternacht nicht mehr zur Kaserne zu gehen und schliefen auf einer Wartesaalbank bis zum anderen Morgen. Die Kaserne betraten wir am 13. August 1941 erst kurz vor Mittag. Ja nicht früher als unbedingt nötig. Wir erfahren es noch früh genug, was mit uns geschehen soll. Bei der Anmeldung auf der Schreibstube treffen wir sofort unseren Spieß Pfannenschmidt. „Ja, ich habe Euch zurückrufen müssen, Befehl von oben, daran war leider

nichts zu machen. Besonders Du, Kanonier Rüther, müsstest noch deine Ausbildung fortsetzen.“ Dann erfahren wir noch von ihm, dass die ganze Batterie abgestellt wird.

Vor dem Marschbefehl

Der Marschbefehl führte zu einem großen Durcheinander. Heute muss noch alles erledigt werden. Morgen früh müssen wir schon zum Marschbataillon marschieren. Deshalb ging es gleich zum Einkleiden. Zuerst zur Bekleidungskammer, Feldkleidung in Empfang nehmen, dann zur Wäschekammer, Decken und Schlafsack abholen, dann zum Waffenuffz (Unteroffizier). Vor der Wäschekammer begann ich zu zittern. Als ich damals ins Lazarett kam, hatte ich meine Decken abgeben müssen. Als ich sie wieder abholen wollte, waren sie fort. Ich hätte ja eine Meldung machen müssen. Doch diesmal kam ich im richtigen Moment, der Uffz war mit anderen Sachen beschäftigt und ich strich das Fehlen der Decken einfach durch, so wie die anderen Meldungen auch einfach gestrichen waren. Erledigt, basta. Ich nahm mir eine neue Decke und ließ dieses ordnungsgemäß eintragen. So war die vollständige Buchführung in der Wehrmacht. Ich atmete erleichtert auf und ging zur Bekleidungskammer, meine Feldausrüstung entgegenzunehmen. Dann noch zur Waffenkammer. Zum Schluss wurde die Ausrüstung im Soldbuch vermerkt. Das sah dann so aus:

1 Feldmütze, 1 Feldbluse, 1 Drillingszeug, 1 Tuchhose, 2 Unterhosen, 1 Mantel, 2 Kragenbinden, 2 Hemden, 1 Schlupfjacke, 1 Kopfmütze, 1 Paar Handschuhe, 3 Socken, 2 Paar Schnürschuhe, 1 Paar Laufschuhe, 2 Verbandspäckchen, 1 Stahlhelm, 1 Bekleidungssack, 1 Fettbüchse, 1 Koppel mit Zubehör, 3 Mantelriemen, 1 Brotbeutel mit Band, 1 Feldflasche, 1 Patronentasche, 1 Kochgeschirr, 1 Handtuch, 3 Taschentücher, 1 Bürstensatz, 1 Hosenträger, 1 Rucksack, 1 Gasmasken, 1 Gasplane, 1 Zwiebackbeutel, 1 Gewehr 98K, Nr. 91067, empfangen am 13.8.1941, 1 Seitengewehr Nr. 1920, 2 x Lasantin (Mittel gegen Gasverbrennung)

Alles wurde in eine Zeltplane eingeschlagen und auf dem Rücken getragen. Wir marschierten wie Nikoläuse zur Stube. Jetzt ging es ans Einpacken, denn alles musste in den Rucksack und den Wäschebeutel verpackt werden. Das war keine Kleinigkeit, alles so zu verstauen, dass es in die Behälter passte. Denn der Rucksack durfte beim Tragen auch nicht drücken. Die Wäsche zum Rücken, spitze Gegenstände sicher in der Mitte und wieder Wäsche nach außen. Es dauerte ein paar Stunden, bis wir alle alles verstaut hatten. Doch wir halfen uns gegenseitig. Diese Klamotten hatten ein schönes Gewicht. Das merkten wir am anderen Morgen erst. Da marschieren wir, nachdem unsere Ausbilder sich verabschiedet hatten, von der Gallwitz-Kaserne zur Körner Kaserne. Ein Weg von immerhin fünf Kilometern mit vollem Sturmgepäck. Die Riemen drückten ganz schön auf den Schultern. In der Körner Kaserne wurde unser Marschbataillon zusammengestellt.

Wir wurden in eine Stube eingeteilt, in der schon sechs Sanitäter eine Nacht verbracht hatten. Es beginnt mit den ersten Fragen wie immer: „Wo seid ihr her, wo warst du zuletzt?“ Durch die Unterhaltung treffe ich einen Neffen von einer Tante aus Velmede. Er arbeitete als selbstständiger Frisör in Balve. Ein anderer ist Pater und aus Ramsbeck. Ihn traf ich später nochmals.

Heute wurden wir neu eingeteilt. Die Sanitäter wurden verlegt, dafür kamen neue aus der Nachrichtentruppe zu uns. Ausgang bekamen wir nicht.

Am 15. August 1941 war wieder alles in Ordnung. Der Dienst nahm seinen üblichen Verlauf mit Appellen, Sport und Märschen.

In den ersten Tagen wurden die Soldaten weiter aufgeteilt, so dass immer wieder gewechselt wurde. Es wurden fünf Kompanien mit etwa je 200 Mann zu einem Marschbataillon zusammengestellt.

Die letzten zwei Wochen in Aachen will ich nur zusammengefasst schildern. Es war die Zeit vom 15. August bis zum 2. September 1941. Einige aus unserer Stube 49 der Gallwitz-Kaserne sind beim Marschbataillon gelandet. Effelsberg, Fleitmann und Schütz waren mit dabei. Kompaniechef war Oberst Schäfer, ebenfalls aus der Gallwitz-Kaserne.

Wachtmeister Bergmann sowie weitere Offiziere und Gefreite waren nur als Marschabteilung abkommandiert. Sie fuhren wieder zur Gallwitzkaserne zurück, sobald sie uns beim Feldtruppenteil abgeliefert hatten. Deshalb hatten sie zum Teil auch große Klappen, denn sie wussten genau, dass ihnen nichts passierte. So unter anderem unser Spieß, der war darüber hinaus auch ein Säufer.

Der Aufbau unseres Marschbataillons bestand aus vier Kompanien, dazu gehörte Infanterie, Artillerie, Pioniere, Nachrichtentruppen, Panzerjäger und Sanitäter. Die Sanitäter waren für alle Kompanien zuständig. Jede Kompanie hatte darüber hinaus einen Arzt.

Ich wurde der 5. Kompanie zugeordnet. Diese bestand aus mehreren Waffengattungen. Die Appelle waren die üblichen. Der Sport bestand zumeist aus Fußball und Freiübungen. Ich selbst bin so zum Fußballspielen gekommen. Das war so: Beim ersten Sport hieß es: „Fußballspieler links raus.“ Mehr als drei Mannschaften waren es nicht. Ich hatte mich nicht gemeldet. Da hieß es, der Rest geht zum Boxen. Da hatte ich mich schnell bei den Fußballern eingereiht. Lieber Fußball als Boxen.

Aus den vier Mannschaften wurde jetzt eine Mannschaft für die Kompanie aufgestellt. Dabei war ich dann auch noch dabei. Ich hatte als Halbstürmer einige Tore geschossen. Dann wurde um die Bataillonsmeisterschaft gespielt. Die fünfte Kompanie gewann die Meisterschaft.

Das Marschieren sollte ein Vorgeschmack von dem sein, was noch kommen sollte. Jeden Tag gab es einen Marsch von 20-30 Kilometern. Meist waren die Märsche mit

Felddienstübungen verbunden. Wenn wir heimkehrten, sahen wir wie die Schweine aus. Unsere Märsche gingen meist in die Bunker und Höckerzone des Westwalls. So lernten wir unter Schwitzen und Fluchen die Umgebung um Aachen kennen. Die Märsche gingen auch nicht immer glatt ab, doch immer ging es feldmarschmäßig mit Sturmgepäck los. Wenn uns die Offiziere scheuchen wollten, dann wurde schon mal für die Hälfte der Strecke das Tragen der Gasmaske angeordnet. Das Scheuchen gehörte eben zum Kommiss wie das Amen in der Kirche.

Die Postverbindung funktionierte noch. Aus der Gallwitz-Kaserne wurde uns die Post gebracht. Schreiben durften wir auch. Nur eine Adresse hatten wir nicht. Mit der Post war es so: Seit Kriegsbeginn gab es wieder die Feldpost. Alle Feldtruppen hatten ihre Feldpostnummer. Für jedes Feldtruppenteil gab es eine fünfstellige Nummer. So war die Adresse an meinen Bruder Theodor einfach: Gefr. Theodor Rüther, Feldpostnummer 26580. In dieser Zahl war weder die Divisions- bzw. die Abteilungsnummer enthalten. Sie galt nur für die Post. Die kasernierten Truppen dagegen hatten ihre volle Anschrift.

So war meine Anschrift damals: Soldat Alfons Rüther, 3. Batt. I/211, Aachen, Gallwitz-Kaserne. Sämtliche Post an und von Soldaten war gebührenfrei. Es musste aber der Feldpoststempel darauf sein oder ein Briefstempel des Truppenteils. Wenn wir einen Brief einfach in Aachen in den Kasten warfen, dann musste er frei gemacht werden. Weil dann der Briefstempel des Truppenteils fehlte. Wir, besonders ich, haben damals mehrere besonders frei gemachte Briefe geschickt. Die Feldpostbriefe unterlagen oft einer Kontrolle. Das ist manchem zum Verhängnis geworden. Wegen der Spionage wurde die Kontrolle auch durchgeführt. Man wusste auch, was offene Worte in dieser Zeit nach sich zogen. Daher war ich in Aachen noch vorsichtig.

Die Freizeit in diesen Tagen verbrachten wir nicht in der Kaserne. Aber was hatte man schon davon? Kino, Wirtschaft und Saufen. Meist sah ich abends eben einmal in der

Wirtschaft zur Maus nach, ob ein Bekannter zu treffen war. Es war wohl das Stammlokal der Sauerländer. Aus dem Kreis Brilon habe ich auch mehrere getroffen. Mit dem Soldatenleben hatte ich nichts zu tun. Nach meinen Erlebnissen traute ich keinem. Die bekannte Gaststätte „Postkutsche“ in Aachen habe ich öfter aufgesucht. Zu trinken gab es überall nur Dünnbier. Sonst nichts. Um 24 Uhr mussten wir wieder in der Kaserne sein.

Das erste Telefonat

Das Leben ging so bis zum 31. August 1941. Beim Mittagsappell wurde die Alarmbereitschaft verkündet. Das hieß, dass es nun ernst wurde. Alle möglichen und unmöglichen Parolen gab es. Genaueres wusste aber niemand. Die erhöhte Alarmbereitschaft galt für uns vom 31. August 1941, 24 Uhr. Also war unser Sonntagsausgang noch nicht verpfuscht. Aber einen verlängerten Urlaub gab es nicht mehr. Den Sonntagsausgang nahm ich noch mit und ging in die Stadt. Da traf ich zufällig Peter Kersten aus Goch. Er war beim gleichen Marschbataillon, nur in der 1. oder 2. Kompanie. Jetzt wollte ich aber noch einmal nach Hause anrufen. Deshalb meldete ich das Gespräch schon früh an. Gegen 8:20 Uhr war ich wieder auf der Post und konnte schon bald eine Zelle aufsuchen. Die Verbindung erfolgte zur Post in meinem Heimatort Wulmeringhausen. Die Poststation war ca. 100 Meter vom Elternhaus entfernt, so dass einige Minuten vergingen, bevor meine Familie verständigt werden konnte und den Fernsprecher erreichte. Meine Schwägerin Maria war zuerst am Apparat. Sie meinte nur, als sie von unserer baldigen Abreise hörte: „Jetzt gehst du auch noch. In wenigen Wochen solltest Du doch Pate meines Kindes Margret werden.“ Jetzt kam auch meine Mutter an den Apparat. Es war ihr erstes Telefongespräch in ihrem Leben. Nur von meinem Vater konnte ich keinen Abschied nehmen, er war nicht mit zum Postamt gegangen. Ich höre nun das letzte „Auf Wiedersehen“ von meinen Angehörigen. Nach diesem Gespräch

machte ich mich erst einmal zu Fuß auf den Weg zur Kaserne. Ich wollte allein mit meinen Gedanken sein. Vom Aachener Dom hatte ich nachmittags Abschied genommen. Was für Gedanken kommen einem in einer solchen Situation hoch, es ist immer das Gleiche. Was wird? Was steht dir bevor? Was machen sie jetzt zu Hause? Wie würde es weiter gehen, wenn mein Bruder Theodor und ich nicht zurückkommen? Ich erinnere mich noch an den Abschied meines Nachbarn, Ferdinand Baumann. An unserer Hausecke stand er und lehnte sich an das Haus an, als ihm die Tränen in die Augen traten.

Am Montag, den 1. September, den 2. Jahrestag des Kriegsbeginns, durften wir das Kasernengelände nicht mehr verlassen. Der Tag war mit Vollzähligkeitsappellen ausgefüllt. Als Höhepunkt verabschiedete sich am Nachmittag der Div. Kommandeur von uns. Und das waren die Worte der Ansprache: Männlichkeit, Bewährung vor dem Feinde, für Führer, Volk und Vaterland. Schöne Worte, aber die Wirklichkeit, wie sah sie aus?

Der Weg ins Ungewisse

Der 2. September 1941, der Weg des Schreckens begann. Kein Wölkchen trübte den Himmel. Die Sonne strahlte ihre Wärme ungehindert auf die Erde. Was half aber die Sonnenwärme bei der Gefühlskälte dieser kriegerischen Welt. 11 Uhr war es, als uns die Pfeife des UvD aus den Stuben rief, die wir zum letzten Mal verließen. Mit dem Karabiner in der Hand verließen wir die Körner-Kaserne in Aachen. Tornister auf dem Rücken. Zeltplane, Decke und Mantel um den Tornister geschnürt. Zudem noch Brotbeutel, Kochgeschirr, Feldflasche und Gasmaske auf dem Rücken. An der Seite hing zudem das Seitengewehr. Und voran eine Patronentasche mit 30 Patronen. So ausgerüstet stand die ganze Kompanie mit über 200 Mann mit Unteroffizieren, Wachmannschaften und Offizieren bereit. Die anderen vier Kompanien standen auf dem Exerzierplatz. Sogar die Musikkapelle hatte man zu unserem Abschied herbeigeholt.

Die Wache öffnete die Kasernentore und mit Bum-Tara ging es hinaus ins Ungewisse. Weshalb noch diese Bum-Tara? Ein Lamm wird auch ohne viel Aufsehen an die Schlachtbank geführt. Im Krieg wird es aber mit Schinderassa-bum gemacht.

Weshalb nur dieses Aufsehen? Glauben vielleicht die hohen Herren, sie könnten uns mit einem solchen Tingeltangel den Krieg schmackhaft machen? Nein und immer wieder Nein. Nur die brutale Gewalt im Nacken zwingt uns zum Gehen. Zum Gang ins Ungewisse.

Wenn ich jetzt einfach ein „Nein“ sagte, der Tod wäre mir gewiss. Wenn ich gehe, komme ich vielleicht zurück. Also stumm wie ein Leichenzug schleichen wir uns aus der Kaserne. Nur der Musikzug schmettert in die Straßen das „Lügenlied“: „Es ist so schön Soldat zu sein...“. Ob es die Musiker aus Überzeugung bliesen? Vielleicht glaubten sie sich sicher in der Heimat? Schließlich waren es erst die ersten Kriegsmonate mit Russland.

Die vorübergehenden Zivilisten sahen uns genauso stumm an, wie wir auch gingen. Die meisten mochten wohl Mitleid mit uns haben. Hatten sie vielleicht auch einen ihrer Lieben draußen in der Ungewissheit? Von einer Begeisterung war in unserer ganzen Kompanie nichts zu spüren. Ein jeder ging in Gedanken versunken für sich. Ein jeder hatte mit sich selbst zu tun.

Von der Musik war bei uns nicht immer etwas zu hören. Sie ging voran und wir waren in der 5., der letzten Kompanie. Aber was war das? Plötzlich ein Rufen und Schluchzen, ein letztes Händeschütteln, dann nur noch ein Winken und der Ruf und Wunsch der Mutter: „Gott schütze dich.“ Es war der Abschied eines Kompaniekameraden von seinen Angehörigen. Sein Gesicht sowie das seiner Angehörigen stand voller Tränen. Noch einmal sah er sich um. Konnte er das Gesicht seiner Mutter und Schwestern und sein Elternhaus noch erkennen? Vielleicht sah er alle und alles zum letzten Mal.

Ach ja, was für ein Schicksal liegt in dem Wörtchen „vielleicht“. Es wird eben jetzt in den Kriegsjahren viel gebraucht. Drückt es doch die Ungewissheit am besten aus. Und ungewiss ist jetzt alles. Daher ist es auch sicher das meistgebrauchte Wort in diesem Erlebnisbericht. Wir sind auf dem Güterbahnhof Aachen-West angekommen. „Stillgestanden, Richt Euch, Augen gerade aus“ lauten die Befehle. Die Militärkapelle beginnt zu spielen: Deutschland, Deutschland über alles. Dann: Die Fahne hoch. Sah damals Hoffmann von Fallersleben auf der Insel Helgoland auch dieses Deutschland, als er dieses Loblied über sein Heimatland schrieb? Ich glaube es nicht. Er sah damals nicht diesen Transportzug, vor dem wir jetzt standen. Doch wer von uns etwa 1000 Mann wird die Heimat gesund wiedersehen? Die Musik zieht ab. Je 70 Mann werden abgezählt und müssen in einen gedeckten Viehwagen einsteigen. Ja, stehen konnte man zu so vielen in dem Waggon, jedoch auch liegen? Für Tage oder sogar für Wochen sollte es unser Quartier sein, je nachdem, wo die Reise hin ging. Wir wussten es immer noch nicht.

Not macht erfinderisch. Sogleich wurden die Bohlen, die als Bänke dienen sollten, zusammengeschoben und dienten als zweiter Stock. Jedenfalls bekam jeder seinen Platz. Der Kampf um die wenigen Plätze an den Türen entbrannte sogleich. Es war strengstens untersagt, die Beine draußen baumeln zu lassen. Die Verhaltensregeln hatte man uns zuvor im Unterricht beigebracht. Jedenfalls gab es von uns nur 40, die einen Platz an den Türen ergatterten konnten. Ich bin nicht darunter. Es ist auch nicht weiter schlimm, denn ich bin sowieso nicht in der Stimmung, in der ersten Reihe zu sitzen. So leicht kann ich das alles nicht nehmen. Erst muss ich mit mir selbst einmal fertig werden. So lege ich mich hin und stelle mich schlafend. Die Gedanken fangen sofort an zu kreisen. Es sind immer die gleichen Fragen, warum und wofür? Und dann die Sorgen, unbekannte Zukunft, das Zuhause und was

ist mit meinem Bruder Theodor, der schon seit Beginn des Russlandfeldzugs an der Front ist. Die Gedanken kommen immer stoßweise, sie wollen sich nicht zu einem Ganzen zusammenfügen lassen. Trotz der Wärme zitterte ich vor Aufregung. Jetzt fing ich an zu beten, denn von zu Hause aus bin ich es ja so gewohnt. Jetzt, wo ich mich so allein fühle, spüre ich zum ersten Mal die Wohltat des Gebets.

So bin ich halb in Gedanken versunken und halb am Schlafen. Das Erzählen der Kameraden im Wagon ist bedeutend ruhiger geworden. Der Transportzug ist nun schon einige Zeit unterwegs, doch wohin? Bis jetzt wissen wir es noch nicht. Wie ich es aus den Erzählungen der Kameraden entnehmen kann, fahren wir östlich in Richtung Rhein. Es ist damit aber nicht gesagt, dass wir zur Ostfront kommen. Wie oft hat man schon Transportzüge tagelang kreuz und quer durch Deutschland gefahren, um die Spionage zu täuschen. Bei unserem Zug lohnte sich das schon, denn wir waren immerhin 1000 Mann in fünf Kompanien ohne Begleitpersonal. Unser Zug bestand demnach aus mindestens 35 Waggonen. So schlängelte sich dann dieser Güterzug, der nur zwei Personenwagen für die Herren Offiziere hatte, über die Schienenstränge langsam auf Köln zu.

Die Sonne stand schon ziemlich tief, als ich durch einen Stoß über die Weichen aus meinen Gedanken gerissen wurde. Es muss sich wohl ein Bahnhof nähern. Bis jetzt hatten wir nur ein oder zweimal kurz gehalten. Wo, ist mir nicht bekannt. Jetzt wusste ich, wo wir hielten, ich konnte es durch einen schmalen Spalt zwischen den Kameraden erblicken. Es schien, als wenn sich zwei Finger mahnend zum Himmel erheben. Sie hatten es schon seit Jahrhunderten getan und immer wieder hat die Welt es vergessen, auf diese mahnenden Finger zu achten. Ja, es ist das Wahrzeichen Kölns, der Kölner Dom, den ich nun in seiner ganzen Pracht zwischen den schmalen Schlitzern erblicken kann. In einer friedlichen Zeit, als man alle Kraft und Vermögen zum Wohl der Menschen anwandte und als

man nicht vergessen hatte, Gott die Ehre zu geben, hatte man mit dem Bau dieses Kunstwerkes begonnen. Doch welche Zeit hatten wir jetzt, am 2. September 1941? Jetzt würde niemand auf die Idee kommen, aus Sand ein solches Bauwerk zu errichten. Alle Macht, alle Kraft wurde angewandt, um alles zu vernichten und um die Menschen zu zerfleischen. Nicht um Gott die Ehre zu geben, sondern um seine Gebote wissentlich zu missachten und ihn obendrein noch zu verhöhnen.

Langsam setzt sich unser Zug wieder in Bewegung. Der schmale Spalt, der mir die Sicht gab, zeigt mir dann noch den Rhein, als wir gerade über die Hohenzollernbrücke nach Deutz fahren. Was es jetzt für mich noch zu sehen gab, interessierte mich weniger. Daher ließ ich meinen Gedanken wieder freien Lauf. Solingen-Ohligs und Wuppertal waren die nächsten, kurzen Halte unseres Zuges. So langsam suchte sich jeder im Waggon ein Plätzchen zum Liegen. Zum Schlafen? Vielleicht? Das Herausschauen aus dem Viehwagen war ihnen inzwischen allen überdrüssig geworden. Der Marsch von heute Mittag war auch schließlich ermüdend gewesen. So legen sich auch alle, bis auf vielleicht zwei oder drei hin, als die Dämmerung hereinbrach und uns die Sicht nahm. Romantisch, hätte man meinen können, wenn man einmal einen Blick in die völlig verdunkelten Städte nahm. Durch den Krieg und die zunehmenden Bombenangriffe der Alliierten war Deutschland nachts wie ein Geisterland verdunkelt.

Durch die Heimat Richtung Osten

Wie ein Blitz springe ich auf, jemand hatte einen Ortsnamen gesagt, der mich vollkommen aus dem Schlaf riss. Ich war hellwach. Im Dunkel des Waggons sehe ich gerade noch, wie sich ein Kamerad hinlegt. Es sitzt niemand mehr vor der Tür. Nur ein weiterer Mann steht mit mir auf. Die Waggontüren stehen etwas auf, damit frische Luft hereinblasen kann. Sonst würden wir auch ersticken. Wir setzen uns nun an die Tür. Neben mir sitzt Josef Prior aus Erlinghausen, zwischen Marsberg und Warburg. Da

kommt wieder ein Bahnhof. Im Vorbeifahren können wir das schlecht beleuchtete Schild „Wennemen“ erkennen. Jetzt wussten wir, dass uns das Wort „Arnsberg“, das im Bahnhof gerufen wurde, aufgeweckt hatte. So sitze ich mit Josef in der Waggontür. Wir lassen das uns so bekannte Sauerland in dieser sternklaren vorbeifliegen. Wir unterhalten uns kurz über unser zu Hause und schweigen danach.

Die nächsten Bahnhöfe ziehen an uns vorüber: Meschede, Eversberg, Velmede und dann Bestwig. Jeder Berg, der nun an uns vorbeizieht, ist bekannt, sogar viele Häuser.

Der Zug nimmt Tempo heraus, der Waggon schwankt über die Weichen, wir sind kurz vor dem Bahnhof Bestwig. Mein Heimatort ist nur etwa 10 Kilometer entfernt. Im Bahnhof Bestwig wird eine zweite Dampflok für die Steigung bis Brilon-Wald angehängt. Das ist bei allen längeren Zügen der Fall. Das Anspannen der Lok wird eine Zeit in Anspruch nehmen, ich könnte einfach zu Hause anrufen. Ich würde mich trotz Verbot aus dem Zug schleichen und aus dem Bahnhofsgebäude aus anrufen. Aber jetzt um $\frac{1}{4}$ nach elf sind Grafens im Postamt sicher schon im Bett und sie würden auch keinen mehr von uns zu Hause aufwecken. Außerdem würde es auch mehr als 15 Minuten dauern, bis meine Eltern verständigt und am Telefon im Postamt wären. Ich weiß auch nicht, wie lange der Zug hier halten wird. Das Tempo verlangsamt sich weiter und mit einem Ruck kommt der Zug zum Stehen. Wir stehen etwas außerhalb des Bahnhofs auf einem Rangiergleis. Ich kenne mich hier aus, denn hier bin ich mehr als ein Jahr zur Handelsschule gegangen. So unterhalte ich mich mit Josef Prior über frühere Zeiten. Über die Zukunft und das Morgen denken wir gerade nicht nach. Wir wollen und können es auch nicht. Der Aufenthalt in der Heimat hat für mich in diesem Augenblick den größten Wert.

Ich muss hier raus, raus aus diesem Zug. Einen Bahnbeamten muss ich sprechen. Mir ist gerade etwas eingefallen. Vielleicht könnten sie es morgen schon zu Hause wissen, dass ich jetzt in der Nacht schon so nahe bei ihnen war. Ach, da kommen gerade zwei Bahnbeamte am Zug entlang. Diesen Augenblick kann ich noch warten. Ich rufe zu dem Beamten herüber: „Wissen Sie, ob Josef Mittel von Wulmeringhausen hier ist?“ Die Antwort aus dem Dunkel kam prompt: „Kabbens Alfons?“

Ganz kurz konnte ich ihm die Grüße nach Hause bestellen und ihn bitten, meine Eltern ganz herzlich zu grüßen. Dann kommt die Schiebelock und Josef muss sie als Rangierer anhängen. Er will noch einmal zu mir. Doch weil unser Wagen in der Mitte des Transportzuges ist, erreicht er mich nicht mehr. Durch Pfeifsignale verständigen sich die Lokführer und langsam bewegt sich der Tross in Richtung Brilon Wald.

Prior und ich sitzen in der Wagentür. Nicht weit hinter dem Langenbergtunnel lichtet sich der Wald. Stiller Friede liegt über dem Ort Bigge, der nun unter uns liegt. Wir haben selten so klare Mondnächte wie in diesem Spätsommer. So kann man trotz des leichten Nebels viel und weit sehen. Alles ist verdunkelt. Viele sorgenvolle Gebete mögen jetzt vielleicht aus diesen Häusern, die wir sehen, zum Himmel gesendet werden. Gott möge doch ihre Lieben, die fern der Heimat immer in Todesgefahr sind, behüten. Wie viele Verwundete werden sich gerade in der Bigger-Klinik in Schmerzen winden und behandelt? Jetzt ist es ein Lazarett. Ja, wieviel Sorgen, Leid und Elend mag der Krieg schon in diese friedlichen Täler gebracht haben? Es ist gerade eine ¼-Stunde vor Mitternacht, wir fahren durch den Olsberger Bahnhof. Für kurze Zeit ist uns die Sicht genommen, tut sich aber gleich viel weiter und schöner auf. Die Kirche und der Stausee liegen nun unter uns, der größte Teil der Steigung ist bereits geschafft. Nun erkenne ich auch die Berge meines Heimatdorfes Wulmeringhausen. Ja, hinter diesem Berg befindet sich mein Heimatort. Mein Elternhaus liegt an

dem Berg auf der gegenüberliegenden Seite. Mein Vater ist immerhin 69 Jahre und meine Mutter 61 Jahre alt. Und jetzt sind beide Kinder, die ihre ganze Erfüllung sind, in den Krieg einbezogen.

Heimat, Heimat, stampfen die Räder. Die vordere und die hintere Lok stöhnen, um uns der Heimat zu entreißen. Langsam schiebt sich der hohe Olsberg vor unseren Blick. Bis jetzt hatte ich es noch nicht gemerkt, und gesehen hatte es Prior sicher nicht, aber hier soll es bekannt werden, dass meine Augen feucht waren. Die Tränen lagen schon auf der Feldbüchse. Nun kam ich langsam wieder zu mir. Für eines hatte ich zum ersten Mal das Bedürfnis, und das auf eine Zigarette. Bis jetzt rauchte ich noch nicht, aber diese Zigarette tat mir wohl.

Was nun noch kam, waren bekannte Orte und Berge. So blieb ich mit Prior bis Marsberg in der Tür sitzen. Obschon der Zug mit hoher Geschwindigkeit durch Marsberg fuhr, stierte Prior auch weit in die Schlucht hinein, in der Erlinghausen lag. Sicher erging es ihm wie mir in Olsberg, dass er sich an der Heimat hätte festhalten wollen. Ob seine Augen auch wohl feucht waren?

Die erste Nacht haben wir nun im Wagon verbracht. Mit den Köpfen lagen wir an jeder Seite zur Außenwand, so dass einem immer der Mann von der anderen Seite seine Schweißfüße vor die Nase hielt. Nur so fanden wir in unserem „Heim“ ausreichend Platz.

Unser Zug hielt. Schon rief die Wache: „Kaffeeholer raustreten.“ Ja, auch ein Stubendienst war hier eingerichtet. Mit beiden Händen voll Kochgeschirr flitzten sie am Zug entlang zum Küchenwagen. „Wo sind wir denn hier?“ Irgendjemand hatte ein Schild gesehen. Wir waren in Nordhausen im Harz. Nach dem Erlebnis von gestern Abend musste ich doch erst eine Karte nach Hause schicken. Für Marken und Briefpapier hatte ich vorher gesorgt. Wie aber jetzt die Karte loswerden? Da drüben schaute ein Mann über den Bretterzaun. Ich lief schnell rüber und bat den Mann, die Karte in einen Postkasten

einzuwerfen. Hoffentlich hat das keiner gesehen, denn dann sind drei Tage Bau fällig. Doch ich hatte Glück. Die Karte ist auch nach wenigen Tagen angekommen.

Es war Mittwoch, der 3. September 1941. Nach dem Frühstück setzte der Transportzug die Reise fort von Nordhausen über Leipzig, Dresden zur böhmischen Grenze. Fast ausschließlich durchfuhren wir die Güterbahnhöfe der größeren Städte. Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig konnten wir vom Zug aus gut sehen. Nun war ich zum ersten Mal in meinem Leben außerhalb der Reichsgrenze. Aber unser Zug rollte auch am 4. September 1941 immer weiter Richtung Osten. Nur selten glückte es, die Bahnhofsnamen zu erkennen. Ab und zu gab es aber deutsche Orte, zum Beispiel Kolin, Böhm-Trubau usw.

Kurz vor Mittag kamen wir wieder in eine größere Stadt. Auf irgendeinem Güterbahnhof hielt unser Zug. Auf einer nahen Straße war ein nicht allzu großer Verkehr. Durch Zurufen mit den Passanten erfuhren wir, dass fast alle noch ausnahmslos deutsch sprachen. So erfuhren wir, dass wir Böhmen schon durchfahren hatten und in der Hauptstadt Mährens in Brünn waren.

In der Erinnerung habe ich ungefähr noch folgendes Bild: Umstehende Häuser und Bäume verdeckten uns die Sicht, nur in Richtung der Schienen sah es fast so aus, als wenn mitten in der Stadt ein grasgrüner kegelförmiger Berg stand. Auf der Spitze konnte ich eine Kapelle oder Tempel erkennen. Ich glaube schon, dass dieses der markanteste Punkt der Stadt, vielleicht sogar das Wahrzeichen Brünns gewesen ist.

Schon Stunden standen wir auf dem Abstellgleis in Brünn. Nichts tat sich. Wir waren irgendwie apathisch geworden. Denken brauchten wir nicht. Das Raussehen war fast allen über, so dass sich im Wagen wieder zwei, drei Skatpartien gefunden hatten. Einige hatten auch ihre Schmöker mitgeschleppt und lasen. Die Restlichen schliefen oder dösten.

Um 18:30 Uhr gab es dann einen Befehl: In 10 Minuten feldmarschmäßig mit allem Gepäck raustreten. Wir bleiben

hier. Wie im Bienenhaus ging es zu. Man möchte fast sagen, einer sprang über den anderen. Gegen sieben Uhr marschierte unser gesamtes Bataillon ab ins unbekannte Quartier.

Der herbstliche Abend kam schon, als wir durch die Straßen Brünns marschierten. Gesang gehörte dazu, trotz der drückenden Schwüle und des vollen Gepäcks. Daher konnte man verstehen, dass schon kurz hinter der Stadtgrenze Brünns die ersten schlapp machten. Wir hatten noch nicht die Hälfte unseres Marsches absolviert. Über sieben Kilometer liegt Möderitz von Brünn entfernt. Es war völlig dunkel, als wir vollkommen verschwitzt sowie fix und fertig in einem Wirtshaussaal unser Quartier aufsuchten. Vom Sachentragen waren unsere Arme ganz steif und schmerzten. Ein jeder warf sofort seine Sachen hin und legte sich darauf. Erst später fröstelte es uns, so dass wir Mantel und Decke hervorholten.

Unsere Kompanie war in zwei Wirtshaussälen, die sich etwa 50 Meter voneinander entfernt befanden, untergebracht.

Der 5. September 1941 wurde gleich kasernenmäßig aufgezogen. Um sechs Uhr ertönte die Pfeife des UvD zum Aufstehen. Ausziehen, Waschen und gleich wieder anziehen. Weil der Stab unserer Kompanie in der anderen Wirtschaft war, mussten wir auch dorthin zum Antreten. Der vorläufige Dienstplan war: Waffenreinigen und in einer Stunde Waffenappell. Nun ging es so auch schon wieder los. Gut war für uns, dass unsere Herren scheinbar heute auch kein großes Interesse am Dienst hatten. Außer diesem Waffenappell am Vormittag gab es am Nachmittag nur noch einige sportliche Übungen.

Wie schon gesagt, ist Möderitz etwa 7 km von Brünn entfernt. Die Gegend dort ist ziemlich flach. So konnten wir den schon beschriebenen Berg von Brünn mit der Kapelle auf der Spitze immer sehen. Ich schätze, dass Möderitz so groß wie Olsberg war. Die Bahnstrecke Brünn-Pressburg führte durch den Ort. Es wohnten hier überwiegend Bauern und sicher schon ein deutsches

Siedlungsgebiet. Außer einer Molkerei und einer Konservenfabrik habe ich keine weiteren Betriebe gesehen. Die Konservenfabrik ist mir noch gut in Erinnerung. Sie stiftete für unsere Kompanie mehrere Fässer eingemachte Gurken. Ich hatte das Glück, die Fässer für unsere Kompanie mit abholen zu dürfen. Eineinhalb Fass gab es. Was lag da näher für uns Soldaten, als sich erst einmal richtig satt zu essen. Und das haben wir dann auch reichlich, zu reichlich besorgt. Am Folgetag waren wir dafür auch fast sterbenskrank. Und sagen durften wir ja auch nichts. Bis zum heutigen Tag kann ich daher auch keine eingemachten Gurken mehr sehen.

Weil Möderitz eine deutsche Ortschaft war, war es uns erlaubt, mit der Bevölkerung Kontakt aufzunehmen. Wir durften jedoch nicht aufdringlich sein. Vor den wenigen Tschechen sollten wir uns jedoch in Acht nehmen. So kam es dann auch zu einem wirklich angenehmen Samstagabend. Peter Kersten hatte mich aufgesucht. Mit ihm ging und einem Kameraden ging ich durch Möderitz spazieren. Als wir in einer Gasse Musik, Singen und Lachen hörten, gingen wir dort hinein. Wir fanden mehrere Landser beim Tanz mit heimischen Mädchen. Ein Junge zog seinen Quetschkasten dazu. Die ältere Generation saß vor den Häusern und freute sich mit. Wir gesellten uns ebenfalls dazu.

Schon bald wurde der große Küchentisch aus dem Bauernhaus vor der Tanzveranstaltung aufgestellt. Alle Nachbarn brachten die Reste ihrer Samstagskuchen vorbei. Zum Schluss auch noch Wein. So wurde weitergesprochen, gescherzt, geraucht und auch gesungen. So hätten wir beinahe das Soldatenleben vergessen. Nur mit Mühe kam ich noch mit dem Glockenschlag zum Zapfenstreich pünktlich im Quartier an.

Noch ein schönes Erlebnis hatte ich in Möderitz am Sonntag. Unser Bataillon, welches überwiegend aus Rheinländern und Westfalen bestand, bestand zu über $\frac{3}{4}$ aus Katholiken. So hatten wir unseren eigenen Gottesdienst in der Pfarrkirche zu Möderitz. Die Kirche erinnerte mich

viel in ihrer Ausstattung an die Bigger Kirche. Wir marschierten Kompanieweise zur Kirche. Plötzlich rief mich ein Sanitätssoldat, es war Pater Schmücker aus Ramsbeck. Er hatte in St. Ludwig in Holland studiert. In Aachen hatten wir uns zufällig kennen gelernt. Du hast doch früher zu Hause auch in der Messfeier gedient, meinte er zu mir. Ich bejahte das und so forderte er mich auf, jetzt im Feldgottesdienst zu dienen. Er freute sich sehr, dass er einen Messdiener aus seiner Heimat gefunden hatte. Leider ist mir entfallen, wer der zweite Messdiener war.

Es war ein ergreifendes Erlebnis für mich, fern der Heimat im Soldatenrock erstmalig nach meiner Schulzeit wieder eine Messe zu dienen. Es war ein erhabenes Gefühl, vorn vor dem mächtigen Altar zu sein, als die herrliche Orgel losbrauste und die rauen Soldatenstimmen die Kirchenlieder sangen.

Hier in Möderitz fing auch noch die verhängnisvolle Geschichte für einen Soldaten aus Oberhausen an. Er war mit in unserem Waggon. Er war aus irgendeinem nichtigen Grunde aufgefallen. Als er dann beim Appell mit drei Tagen Bau bestraft wurde und der Spieß ihn mit typisch militärischer Weise zur Rede stellte, zitterte er vor Aufregung. Er zitterte so stark, dass seine Hände vor Aufregung an das Seitengewehr schlugen. Dass es so war, kann ich beschwören. Er stand direkt vor mir. Der Spieß legte es so aus, dass er ihn mit dem Seitengewehr bedroht habe. Das brachte ihm dann noch weitere neun Tage Bau ein. Alles in allem hatte er beim Marschbataillon 21 Tage Bau durch die offen gesagte Schweinerei dieses Spießes bekommen. Das mitgegebene Begleitschreiben an seine spätere Einheit sorgte dann dafür, dass er auch da nicht gut angesehen war. Wie ich später hörte, ist auch kurz danach in einem Strafbataillon gefallen. Es war traurig für ihn, nur wegen der falschen Beurteilung musste es so für ihn enden.

Mit diesem Bericht aus Möderitz schließe ich das erste Buch. In einem der nächsten setze ich die Erlebnisse des Marschbataillons fort.

Nachklapp „Die Wiederbewaffnung der BRD“

(11.12.1953) Es geht nicht anders, heute muss meine Wut mit in dieses Buch. Es ist kein Kriegserlebnis, sondern etwas anderes, es fehlen mir die Worte dafür. Aber heute haben wir den 11. Dezember 1953. Kaum sind es 8 ½ Jahre her, dass hier die Waffen schweigen. Seit das Chaos vollends war. Seit die Deutschen fast vogelfrei in aller Welt und im eigenen Land waren. Seit man uns ehemalige Soldaten als billige Arbeitssklaven in aller Welt betrachtet hatte. Seit man den deutschen Soldaten bespie, mit Steinen bewarf und verachtete. Seit man im Radio und in den wenigen Zeitungen nichts anders lesen und hören konnte, dass man jetzt endgültig einen Schlusstrich unter das deutsche Soldatentum ziehen wollte oder gezogen habe. Kein Deutscher bekäme je ein Maschinengewehr oder eine Handgranate wieder in die Hand. Nicht einmal die Polizei solle Waffen tragen. Das müsse schon bei der Kindererziehung anfangen. Nie und nimmer würden deutsche Kinder Bleisoldaten, Panzer, Kanonen oder sonstiges Kriegsgerät in die Hände bekommen. Keine Fabrik dürfte es je wieder wagen, solches Spielzeug herzustellen. Uns Kriegsgeschädigten entzog man die Rente, damit unser Elend als Beispiel für die Jugend gelten sollte, wenn sie eventuell soldatische Gedanken hegen. Alles wurde getan und propagiert, um nur alles Militärische in Deutschland zu vernichten. Wie gut war es wohl, dass alles so geschah. Wir waren ja das friedlichste Volk der Welt. Wir, die deutschen Menschen, die den Krieg überlebten, hatten ihn doch gewonnen. Es war wirklich ein Gewinn. Endlich gab es keinen deutschen Soldaten mehr. Daher auch keinen Stein des Anstoßes, dass eventuell ein Brand wieder auflodern könnte. Keine Angst mehr vor der Sklaverei der Soldatenzeit. Keine Dummen des Volkes mehr

in Uniform, wie es unsere Berufssoldaten waren. Keine Rüstungsindustrie, die, um ihre Konjunktur zu halten, auf Kriege drängte. Alles sah so schön aus für die spätere Zukunft. Die wirtschaftliche Zange und Zwangslage, die uns wirklich sehr, sehr schwer drückte, musste ohne Zweifel gelockert werden. Die Siegermächte, an denen es ja lag, sprachen viel, ja viel zu viel von Menschlichkeit. Aber uns gegenüber kannten sie keine. Ihr Wahlspruch wird bestimmt gelautet haben: „Tut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken.“

Und heute, 8 ½ Jahre nach diesem Krieg? Noch sind unsere Städte nicht wiederaufgebaut. Noch sieht man überall die Schäden, die der Krieg hinterlassen hat. Noch suchen die Eltern ihre verlorenen Kinder in den Kriegswirren. Noch sind viele Waisenhäuser voll Kinder, die ihre Eltern suchen. Noch müssen fast täglich bei Aufräumarbeiten gefundene Bomben entschärft werden. Noch werden immer wieder Skelette der Toten aus verschütteten Kellern geholt. Das Schlimmste aber ist, dass noch viele Tausende in russischen (evtl. auch anderen Ländern)

Kriegsgefangenenlagern auf ihre Heimkehr sehnlichst warten. Wie lange noch? Und die Angehörigen?

Noch können wir unser Deutschland nicht ganz kennenlernen. Alles ist noch im Dunkeln. Noch ist die Moral durch die Kriegsfolgen im Keller. Und dennoch, 8 ½ Jahre nachher: Propaganda in Zeitungen und im Radio für den deutschen Verteidigungsbeitrag, zur deutschen Wiederaufrüstung.

Panzer, Kanonen und Bleisoldaten in den Schaufenstern. Als Spielzeug für die Kinder.

Die Eltern sollen es ihnen schenken an den Weihnachtsfesten. Am Fest der Freude und des Friedens. Unbemerkt sollen die Eltern wieder einmal das Blut ihrer Kinder vergiften, um vielleicht später am Heiligabend, wenn sie alt und müde geworden sind, vor den Bildern ihrer eigenen Kinder zu stehen und zu weinen. Vielleicht liegt dann vor ihnen ein vergriffener Brief: „Auf dem Felde der Ehre gefallen.“ Vielleicht fehlt aber auch nur

seit Jahren jedes Lebenszeichen. Vielleicht müssen sie einen Krüppel pflegen, der sie im Alter pflegen sollte. Friede auf Erden mit Panzern? Hat Jesus Christus diesen Frieden gemeint oder durch die Wehrmacht gebracht? Hat man denn das alles schon vergessen? Soll man es für möglich halten, dass eine Partei, die das Wort „Christlich“ auf ihre Fahnen geheftet hat, ihr Volk wieder so vergiften will? Soll man es glauben, dass unsere Kirche einschließlich ihrer Bischöfe und Vereine diese Vergiftung mit betreibt? Wenn es so weitergeht, läuten unsere vielen neuen Glocken vielleicht bald nicht mehr „Frieden, Frieden“, sondern „Krieg, Krieg, Krieg - Sturm.“ Warum?

(Dieser Teil der Aufschreibung erfolgte durch meinen Vater im Dezember 1953. Ein ehemaliger Soldat, der gerade 8 Jahre zuvor mit viel Glück von einem todbringenden Russlandfeldzug verletzt zurückgekommen war. Mit der bedingungslosen Kapitulation im Mai 1945 hatten die Siegermächte auf der Potsdamer Konferenz vom 17. Juli bis 2. August 1945 im Schloss Cecilienhof bei Potsdam die vollständige Entmilitarisierung Deutschlands beschlossen. Das besiegte Land sollte auch künftig nicht mehr über Waffen verfügen, womit sie einen Krieg anzetteln könnten. Diese Regel ging so weit, dass sogar in den ersten Jahren nach dem Krieg auf Schützenfesten mit der Armbrust auf einen Holzvogel geschossen werden musste, weil keine Waffen erlaubt waren.

Doch Josef Stalin, Diktator der Sowjetunion, verzögerte den Potsdamer Konferenzbeginn, um Fakten der Ost-West-Grenze zu schaffen. In der Zeit sicherte er sein Territorium an der Ostgrenze. Damit begann bereits der Ost-West-Konflikt, so dass die Bundesrepublik Deutschland im Jahr 1952 der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft und 1955 der Nato beitrat. Im gleichen Jahr gründete die Sowjetunion mit acht Mitgliedsstaaten den Warschauer Pakt als militärischen Beistand für den Ostblock. In der Bundesrepublik wurden noch 1955 die Bundeswehr gegründet und im Juli 1956 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Diese führte bei meinem Vater zu inneren Spannungen, denn er war ein Gegner des verpflichtenden Waffendienstes. Daher habe ich die niedergeschriebenen Gefühle zur Wiederbewaffnung nicht entfernt, auch wenn Sie mit den Wehrmachts- und Kriegserlebnissen nur in einer indirekten Verbindung stehen.)

Essen im Jahr 2023, Alfons Rüther Jun.

Personenregister

Adolf Baumann.....	11	Oberst Schäfer.....	58
Ferdinand Baumann.	10	Pater Schmücker.....	73
Fleitmann.....	21, 44, 56	Paul Dohle.....	6, 13
H_mann.....	18, 19, 49	Paul Effelsberg.....	21
Hauptmann Bossel.....	20, 30	Pelster.....	21, 34
Hohlfelder.....	32	Peter Kersten.....	37, 61
Horst Meier.....	52	Pfannenschmidt.....	18, 49, 56
Josef Middel.....	68	Schmitz.....	21, 33
Josef Prior.....	66	Schumacher.....	21
Karl Kirchhoff.....	21	Schütz.....	21, 39
Kurt Papenheim.....	6	Theodor Rüther.....	5, 7, 8, 41, 60
Leutnant Schäfer.....	20	Uffz B.,.....	18
Leutnant Schwabe.....	20, 49	Uffz. Maars.....	32
Maria Rüther.....	8, 53, 61	Vikar Vasiak.....	31
Müller.....	21	Wachtmeister Martin.....	20, 32
Nordhoff.....	37	Wilhelm Strey.....	30
Oberleutnant Bolle.....	49		